

flutter.

Sommer 2021 / Nr. 79



Risiko

Wie wird das Leben im Jahr 1.997.979 in Deutschland aussehen ?

Mehrere Millionen Jahre sondert der Atommüll, den die deutschen Kernkraftwerke produziert haben, noch gefährliche Strahlung ab. Für dieses Risiko, mit dem wir Lebewesen in ferner Zukunft gefährden, braucht es dringend eine Lösung. Deshalb wird in Deutschland ein Standort für ein unterirdisches Endlager gesucht. Wie das ablaufen soll, sodass alle damit leben können, hört ihr im Podcast „Auf Endlagersuche“:
www.bpb.de/endlagersuche



Editorial

Mit der Coronapandemie wurden seit letztem Jahr Selbstverständlichkeiten des Alltags zum Risiko: Treffen im Freundeskreis, flüchtige Begegnungen und Nähe zu anderen Menschen in der Schule, bei der Arbeit und in der Öffentlichkeit – was das Leben ausmacht, wurde auf einmal zur Gefahr.

Aus bisherigen Routinen wurden so abwägende Gedanken, Skrupel und bewusste Entscheidungen: Die neuen Unsicherheiten nahmen Millionen zum Anlass, sich in das Feld der Risikobewertung zu begeben. Wir haben neu gelernt, ein eigenes Bewusstsein für das akzeptable Maß von Wert und Risiko zu bilden. Dabei können Standards helfen, wie sie im Journalismus eigentlich grundlegend sind, oder auch Methoden der Risikoberechnung wie im Maschinenraum der Versicherungswirtschaft: Quellenkritik, Klarheit über die Grenzen der Modelle und die Gültigkeit von Informationen, kritische Einschätzungen von Wahrscheinlichkeiten und Vergleichbarkeiten. Die Differenz zwischen der gefühlten, in den Öffentlichkeiten behaupteten Wirklichkeit und den messbaren Tatsachen kann so neu in den Blick und die eigenen Argumente kommen. Ein kritischer Realismus im Alltag würde die Risikokompetenz der Gesellschaft insgesamt verbessern.

In autoritären Staaten wird der Kampf für die eigenen moralischen Werte, für Demokratie und Pressefreiheit lebensgefährlich. Der Mut, den die Menschen dabei beweisen, kann auch uns zu denken geben. Die rechtlichen Bedingungen für demokratische Beteiligung und Meinungsbildung sind bei uns garantiert. Aber auch in Deutschland ist Engagement und die Erfüllung politischer Ämter inzwischen immer wieder von extremistischer Gewalt bedroht. Es ist gut und wichtig, dass das Menschen nicht davon abhält, für die eigenen Interessen, Werte und Würde einzutreten.

Systemische Risiken wie Krankheit und Armut oder auch globale Entwicklungen wie der Klimawandel erfordern aktive Politiken der Regulierung und Entwicklung von Infrastrukturen. Das Gesundheitssystem in Deutschland erwies sich bisher im Ergebnis als bemerkenswert leistungsfähig, aber es verschleißt sein Personal. Die Fragen nach seiner Neujustierung werden drängender, ebenso wie in den anderen



Wir wollen ja keine Spaßverderber sein, aber: Alkohol und Zigaretten sind nach wie vor die größten vermeidbaren Gesundheitsrisiken. Jährlich sterben in Deutschland über 127.000 Menschen an den Folgen des Tabakkonsums. Und schätzungsweise 74.000 durch riskanten Alkoholkonsum oder durch den kombinierten Konsum von Alkohol und Tabak

sozialen Infrastrukturen. Wenn zum Beispiel Kinder ein Armutsrisiko sind, stimmt etwas ganz entschieden nicht. Bildung heißt auch, Ressourcen für das Wagnis riskanter Entscheidung zu erwerben. Scheitern als Chance zu begreifen muss man sich allerdings auch leisten können. Die Voraussetzungen dafür sind noch sehr ungleich verteilt.

Wie können wir eine neue Kultur des selbstbewussten Umgangs mit Risiken entwickeln, wie die sozialen und persönlichen Netzwerke dafür robuster und gerechter gestalten? Umsichtig, aber entscheidungsfreudig, Pessimismus des Verstandes und Optimismus des Willens – das könnte dafür eine geeignete Haltung sein. Es gibt sicher noch andere, und jede Situation kann die Fragen neu stellen. Darüber zu streiten und immer wieder die Probe auf die Wirklichkeit zu machen ist ein Risiko, das sich einzugehen lohnt.

Thorsten Schilling

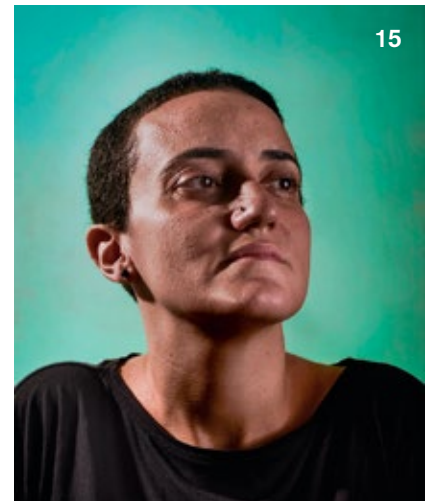
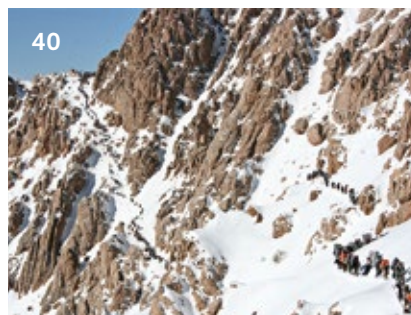
Inhalt

Alle drei Monate ein Magazin
in der Post: Das fluter-Abo gibt's
gratis: www.fluter.de/abo



- 6 Nummer sicher**
Nie was zu riskieren kann auch gefährlich sein. Gespräch mit einem Psychologen
- 10 Bist du wahnsinnig?**
Die Schule vor dem Abi schmeißen und was Unternehmerisches wagen? Simon hat's gemacht
- 12 Lichtgestalt**
In Belarus werden Regime-kritiker gnadenlos verfolgt. Ljuba protestiert dennoch
- 14 Das Wagnis meines Lebens, 1**
Als es brenzlig wurde, hat Mazen nicht weggeguckt
- 15 Schreiben, was ist**
Lina kämpft in Ägypten für die Pressefreiheit, die in Gefahr ist
- 16 Ist es das wert?**
Menschen, die sich politisch engagieren, werden zunehmend Opfer von blankem Hass

- 18 Das Wagnis meines Lebens, 2**
Freund, Job, Kinderwunsch – was ist, wenn man das alles gar nicht so gut findet?
- 20 Unter Einsatz seines Lebens**
Viele Flüchtende beweisen auf ihrer Flucht einzigartigen Mut
- 22 Angst**
Seit vielen Jahren geht die Kriminalität in Deutschland zurück – die Angst leider nicht
- 24 Risikofaktor: Frau sein**
Viele Frauen machen Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt. Diese tun was dagegen
- 26 Der kleine Anti-Panik-Guide**
Wir zeigen euch, wie man die Ruhe bewahrt
- 28 Wer rechnet denn mit so was?**
Sogar gegen Naturkatastrophen kann man sich versichern



- 32 Da kommt was**
Wenn der Klimawandel voranschreitet, wird's auch bei uns gefährlicher
- 34 Wie ich entkam**
Unser Autor wuchs in Armut auf und schaffte den sozialen Aufstieg
- 36 Alle für einen**
Wie gut, dass der Staat ein paar Sicherheitsnetze für uns hat
- 39 „Den Eltern wird die Armut noch als Schwäche ausgelegt“**
Ein Gespräch über eine Schule, die niemanden benachteiligt
- 40 In eisigen Höhen**
Die Kolbar schleppen Waren über die Berge, um zu überleben
- 44 Das alles aushalten**
Wie man als Pfleger und Ärztin mit der Angst vor Corona umgeht
- 46 Blöd, Sie leiden an einer vernachlässigten Krankheit**
Jeder fünfte Mensch auf der Welt leidet an etwas, mit dessen Bekämpfung Pharmaunternehmen kein Geld machen können
- 48 Hätte ich mal! Würde ich doch!!**
Alle reden von Aktien. Unser Autor hat jetzt auch mal ein wenig Geld investiert
- 49 Das Wagnis meines Lebens, 3**
Ein Bergsteiger und seine Angst
- 50 Impressum & Vorschau**



No risk, no fun

Dass sich die Gehirne von risikofreudigen Personen von denen unterscheiden, die eher vorsichtig sind, haben Forscher der Universität Zürich festgestellt. Besonderheiten gab es etwa im Hypothalamus, wo über die Ausschüttung von Hormonen (wie Oxytocin oder Dopamin) die vegetativen Funktionen des Körpers gesteuert werden, aber auch im präfrontalen Cortex, der die Selbstkontrolle regelt, und in der Amygdala, die die emotionale Reaktion auf Gefahren steuert. Besonders überrascht waren die Forscher, dass sie bei risikofreudigen Menschen weniger graue Substanz im Kleinhirn fanden. Wie diese im Volksmund „graue Zellen“ genannte Masse das Verhalten beeinflusst, muss noch untersucht werden.

Nie was wagen? Langweilig. Sich in jedes Abenteuer stürzen? Gefährlich. Wie könnte ein Mittelweg aussehen, auf dem man gut mit Risiken umgeht? Wir wollten lieber nichts anbrennen lassen und haben uns deshalb an den renommierten Risikoforscher Gerd Gigerenzer gewandt

Interview: Oliver Geyer
Fotos: Hahn + Hartung

Nummer sicher

fluter: Sie sind Risikoforscher.

Sind Sie auch ein risikofreudiger Mensch?

Gerd Gigerenzer: So würde ich das nicht nennen. Aber eines habe ich durch meine Forschung gelernt, nämlich Entscheidungen schnell zu treffen und bestimmte Risiken bewusst einzugehen. Denn nichts ist zu 100 Prozent sicher – und die Zukunft schon gar nicht.

Was würde man riskieren, wenn man immer auf Nummer sicher ginge?

Eine Menge! Die Welt, wie wir sie kennen, würde ja nicht existieren, wären Menschen nicht immer wieder Risiken eingegangen. Es gäbe heute keinen Handel und keine Innovationen. Risiken einzugehen ist ein ganz wesentlicher Motor unserer Zivilisation. Der Versuch, sich gegen alles abzusichern, würde zur völligen Lähmung führen. Es gibt sogar Beispiele, dass man sich manchmal in Gefahr bringt, wenn man jegliches Risiko vermeiden will.

Welche?

Viele Menschen haben gezögert, sich mit AstraZeneca gegen Corona impfen zu lassen, und warteten lieber ab, bis sie den Biontech-Impfstoff bekamen. Man versuchte, das sehr kleine Risiko einer schweren Hirnvenenthrombose zu vermeiden, und ging dabei unter Umständen das deutlich größere Risiko ein, sich in der Wartezeit mit Covid-19 zu infizieren und womöglich auf einer Intensivstation um sein Leben kämpfen zu müssen.

Ein bisschen Furcht ist im Leben aber schon sinnvoll, oder?

Hätten wir nicht die richtige Dosis Furcht, würden wir in jede Gefahr rein stolpern und könnten auch nicht überleben. Eines ist dabei aber ganz wichtig zu verstehen: Wir lernen die Furcht größtenteils nicht durch eigene Erfahrung, sondern sie wird uns sozial vermittelt. Wir fürchten uns also vor dem, wovor sich auch die Freunde und die Familie fürchten – und wovon die Medien und die Werbung sagen, dass wir uns fürchten sollen. Grundsätzlich ist dieses soziale Lernen vernünftig, denn man kann ja schlecht alle Gefahren selbst austesten. Nur kann das eben auch dazu führen, dass man sich vor den falschen Dingen fürchtet.

Was wären Ihrer Ansicht nach solche falschen Dinge?

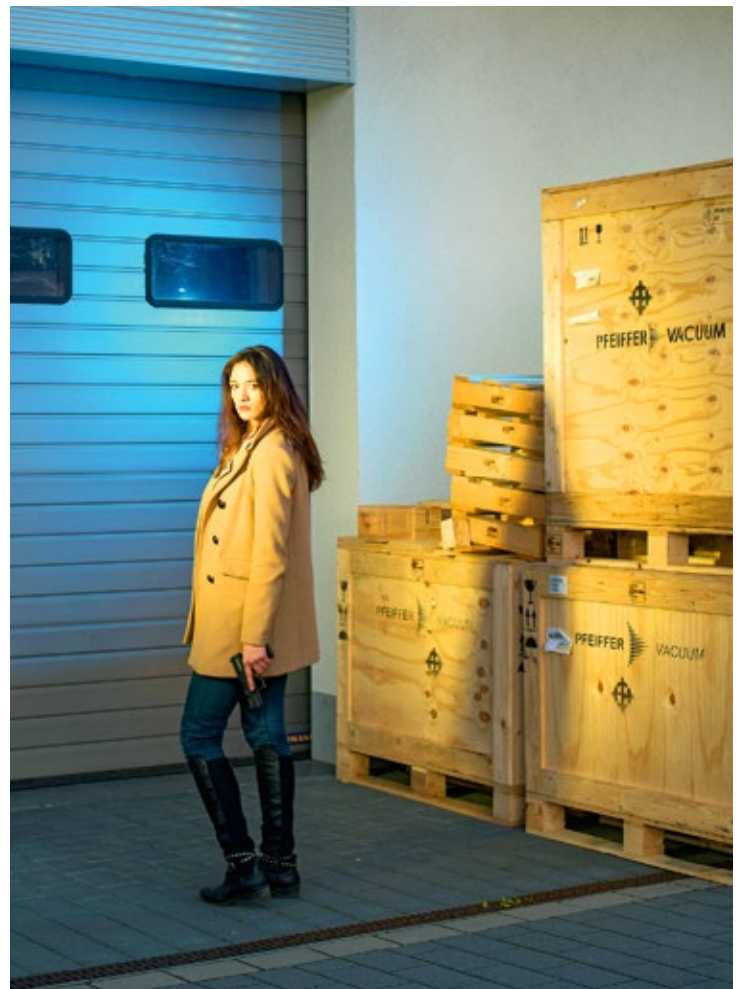
Welche Gefahr ist größer: in den nächsten Jahren von einem Terroristen getötet zu werden oder von einem Autofahrer, der von einem Smartphone abgelenkt ist? Nach Umfragen glauben viele, dass Terrorismus die größte Gefahr sei, gestehen aber unbefangen ein, dass sie am Steuer Nachrichten verschicken und lesen. In Deutschland kamen in den letzten zehn Jahren im Schnitt drei Personen pro Jahr durch Terroristen ums Leben, doch über 300 Personen verloren ihr Leben durch abgelenkte Fahrer, die auf ihrem Handy Nachrichten verschickten oder etwas streamten. Die Angst vor Terrorismus dient in vielen Ländern auch dazu, staatliche Überwachungssysteme einzuführen, welche die Freiheiten der Demokratie untergraben. Es gibt da große Diskrepanzen zwischen den realen Risiken und den weitverbreiteten Ängsten.

Wie kann man das ändern?

Meines Erachtens müsste schon Kindern und Jugendlichen Risikokompetenz beigebracht werden: Risiken richtig einschätzen, sie abwägen und dabei informiert und entspannt mit Unsicherheiten umgehen. Da gibt es einen großen Nachholbedarf. In der Schule lernt man heute vor allem die Mathematik der Gewissheit – Algebra und Geometrie –, aber kaum statistisches Denken. Nicht mal im Medizinstudium wird das richtig vermittelt. Untersuchungen zeigen, dass eine Großzahl der Uniabsolventen nicht in der Lage ist, Risiken richtig einzuschätzen. Dabei könnte man das schon in der Schule anhand ganz anschaulicher Probleme vermitteln.

Wie sehr kommt es neben der rationalen und mathematischen Bewältigung von Risiken auch auf „Bauchgefühl“ und Intuition an?

Das hängt ganz von der Situation ab. Bei stabilen Problemen, zu denen es verlässliche Zahlen und Variablen gibt, kommt man mit komplizierten mathematischen Modellen sehr weit. Das Risiko, im Casino beim Roulette zu verlieren, kann exakt berechnet werden. Aber je ungewisser und instabiler ein Szenario wird, etwa weil der Faktor Mensch ins Spiel kommt, desto besser funktioniert die intuitive Einschätzung. Ich vergleiche das immer mit dem Sport: Ein Baseballspieler berechnet ja auch nicht die Flugbahn des Balls, er hat einfach ein Gefühl dafür und fängt ihn. Das läuft größtenteils unbewusst ab – aus jahrelanger Erfahrung und Übung.



Trotzdem werden heute große Hoffnungen auf künstliche Intelligenz gesetzt. Wird sie uns künftig helfen, mit Risiken noch besser umzugehen?

In den USA wird in manchen Gerichtssälen mithilfe von Algorithmen vorausgesagt, ob der Angeklagte innerhalb der nächsten zwölf Monate wieder straffällig wird. Diese Vorhersagen sind jedoch nicht besonders gut. Auch hier gilt: Ist die Situation eher ungewiss und instabil, funktionieren Erfahrung und einfache Regeln oft genauso gut oder besser als die kompliziertesten Algorithmen. Obendrein sind Faustregeln keine Blackbox, sondern können transparent gemacht werden. Wir haben beispielsweise effiziente Entscheidungsbäume entwickelt, welche Ärzte bei der Aufnahme von Patienten in Kliniken anwenden. Etwa, ob ein Patient mit schweren Herzbeschwerden direkt in die Intensivstation gebracht wird oder in ein reguläres Bett mit Telemetrie kommt. Das ist eine Entscheidung auf Leben und Tod. Aber diese einfachen Regeln funktionieren erstaunlich gut. Sie fragen nur: Gibt es ein bestimmtes Merkmal im Elektrokardiogramm? Sind die

Die Bilder auf diesen Seiten: Die Fotografen Hahn + Hartung haben in den vergangenen Jahren Menschen in Deutschland besucht, die sich auf das Schlimmste vorbereiten: Kriege, Terroranschläge, Naturkatastrophen – für diese Fälle haben die Porträtierten vorgesorgt. Mit Schutzanzügen, Waffen zur Verteidigung, Überlebenstraining oder Vorratskellern



Herzbeschwerden die primären Beschwerden? Und noch ein oder zwei Fragen mehr – danach wissen Sie, was zu tun ist.

Warum wollen Sie Kindern und Jugendlichen dann den Umgang mit Statistiken beibringen?

Um ihnen zu helfen, informierte Entscheidungen selbst treffen zu können. Nichts ist ohne Risiko, das Leben selbst ist ein Risiko. Statistisches Denken braucht jeder, um irreführende Berichte in Medien zu durchschauen, statt von diesen verängstigt und beeinflusst zu werden. Früher hat man gefragt, warum sollten wir allen Menschen Lesen und Schreiben beibringen? Es reicht doch, wenn einige das verstehen und den anderen sagen, was zu tun ist. Heute ist der informierte Umgang mit Risiken und Ungewissheiten genauso wichtig wie damals Lesen und Schreiben.

Sind junge Menschen heute insgesamt mehr oder weniger risikofreudig als vergangene Generationen?

So allgemein kann ich das nicht sagen. Aber man kann sich bestimmte Indikatoren ansehen. Studien aus den USA zeigen zum Beispiel, dass kurz nach Einführung der Smartphones die ungewollten Schwangerschaften und Abtreibungen zurückgegangen sind. Ob das so ist, weil die jungen Frauen jetzt besser informiert sind oder weil sie weniger physischen Kontakt zu Männern haben, ist jedoch unklar. Und dann gibt es neue Risiken, die durch mangelnde Kontrolle über die neuen Technologien entstehen: Neben den am Steuer verschickten Textnachrichten ist das etwa auch die Tatsache, dass die meisten Digital Natives nie gelernt haben, versteckte Werbung von echten Nachrichten zu unterscheiden oder herauszufinden, wer hinter einer Website steht und versucht, die eigene Meinung zu manipulieren. Risikokompetenz ist also die beste Verteidigung gegen Manipulation.

Weshalb sind risikokompetente Bürger wichtig für eine Demokratie?

Aus dem gleichen Grund, aus dem die Bürger lesen, schreiben und rechnen können sollten. Risikokompetenz ist heute mehr denn je die Voraussetzung, um qualifizierte Entscheidungen zu treffen. Zumal auch viele neue Risiken entstanden sind, mit denen wir umgehen müssen, etwa das reale Risiko eines groß angelegten Missbrauchs unserer digitalen Daten. Immer mehr Menschen geben sich bedenkenlos einer kommerziellen Form der Überwachung durch die Social-Media-Plattformen hin. Sie übersehen, wie eng die Verbindung zwischen der Politik und der kommerziellen Tech-Industrie ist. Ich empfehle allen, sich mal das soziale Kredit- und Überwachungssystem anzusehen, das derzeit in China entsteht, um Menschen auf Linie zu bringen. Auch in Deutschland sammeln Datenhändler wie Acxiom alle persönlichen Daten, die sie bekommen können. Da sollten wir fragen: Möchten wir das? Deshalb: In Zeiten immer schlauerer Algorithmen brauchen wir auch schlaue, risikokompetente Menschen.

Wie steht es mit der Risikokompetenz der Gesellschaft als ganzer? Viele haben jahrelang die Tatsache des Klimawandels weitgehend ausgeblendet und damit das Risiko schlimmer Konsequenzen für nachfolgende Generationen erhöht.



Wir leben in einer Gesellschaft, in der viele Angst haben, Risiken einzugehen, und damit Innovation verhindern. Das gilt insbesondere für große Unternehmen. Das hat meines Erachtens auch mit einer negativen Fehlerkultur zu tun – es könnte ja schiefgehen, wenn man etwas Neues riskiert. Viele Manager haben Angst, Fehler zu machen und dafür bestraft zu werden. Diese Absicherungskultur verbreitet sich immer mehr in Wirtschaft, Politik und im Gesundheitswesen. Familienunternehmen haben noch eher eine positive Fehlerkultur, in der Fehler als Chancen erkannt werden, man Fehler bereitwilliger zugibt, um daraus zu lernen und zu besseren Lösungen zu kommen.

In den vergangenen Monaten der Pandemie wurden von der Politik auch Fehler gemacht und einige Kurswechsel vorgenommen. Die Akzeptanz in der Bevölkerung dafür war teilweise gering.

Der Unmut ist angesichts der Bedrohung, die die Menschen durch Covid-19 empfinden, verständlich. Trotzdem sollte sich in einer solchen Situation jeder einmal fragen: Wie würde ich entscheiden? Man kann in Zeiten so großer Ungewissheit keine Fünfjahrespläne machen, sondern muss auch mal kurzfristig umschwenken, wenn neue Erkenntnisse vorliegen. Das ist keine Schwäche, sondern macht jetzt gutes Risikomanagement aus. Das kurze Aussetzen der Impfung mit AstraZeneca war dagegen kein Beispiel für gutes Management – die Politik versuchte wohl, die Ängste der Impfskeptiker zu beruhigen, hat aber das Vertrauen vieler anderer in den Impfstoff schwer

beschädigt. Und mit Folgen für die Gesundheit: Die Impfdosen blieben liegen, und weniger Menschen wurden geimpft.

Es gibt aber auch gesellschaftliche Gefahren, die statistisch belegt sind, etwa das Armutsrisiko. Wie viel Risiko ist Ihrer Meinung nach jedem Einzelnen zuzumuten, und wie viel Mindestsicherung soll der Staat bieten?

Im Vergleich zu den USA haben wir in Deutschland eine viel stärkere Sicherung durch den Staat vor Armut, Krankheit und anderen Problemen. Und das ist auch gut so. Eine soziale Marktwirtschaft braucht aber auch mündige Bürger, die wissen, wo sie verlässliche Informationen finden, und bereit sind, selbst Verantwortung zu übernehmen. Wichtig ist dabei, dass der Einzelne auch die gesellschaftlichen Verzerrungen in Bezug auf Risiken erkennt.

Die da wären?

Zum einen die mediale Berichterstattung: Weil man in vielen Redaktionen gern „bad news“ bringt, weil das Auflage und Reichweite verspricht, wird sehr oft über Kriminalität oder Unglücke berichtet. Viele Deutsche denken deshalb, das Risiko, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, sei gestiegen. Dabei zeigt die Statistik, dass die Kriminalität seit Jahren insgesamt zurückgeht (siehe auch Seite 22). Zudem gibt es ganze Branchen, die Angst zu Geld machen, wie die Versicherungsbranche und auch die medizinische Industrie, die ihre Geräte verkaufen will. In den USA etwa werden jedes Jahr geschätzt eine Million Kinder unnötigen Computertomografien ausgesetzt.

Weiß man, warum manche Menschen risikofreudiger sind als andere und welche Rolle dabei Kriterien wie Alter, Geschlecht oder soziale Schicht spielen?

Junge Männer gehen öfters unnötige Risiken ein – wie Bungeespringen – als junge Frauen oder ältere Menschen. Dazu gibt es evolutionstheoretische Erklärungen, wonach junge Männer stärker um ihren Status in sozialen Hierarchien kämpfen müssen. Wenn sie schließlich eine feste Partnerschaft eingehen, beruhigt sich das meist wieder. Die Kultur spielt ebenfalls eine starke Rolle bei der Risikofreudigkeit. Meine amerikanischen Freunde werden blass, wenn sie auf einer deutschen Autobahn fahren, auf der es keine Geschwindigkeitsbegrenzung gibt, oder einen Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen sehen. Das ist für sie ein unverantwortliches Risiko. Wenn unter einem sicheren elektrischen Weihnachtsbaum mit US-Flagge auf der Spitze aber ein Gewehr für den 16-jährigen Sohn liegt, ist das voll okay. ↵



Wenn es ums Risiko geht, kommt meist Gerd Gigerenzer ins Spiel. Als Psychologe hat er sich am Max-Planck-Institut und an der Universität Potsdam viele Jahre lang damit beschäftigt, wie Menschen Entscheidungen treffen. Also auch damit, wie viel sie dabei wagen.

Bist du wahnsinnig?

Von Noelle Konate
Fotos: Manuel Nieberle



Diesen
Spruch musste
sich Simon öfter
anhören, als er kurz
vor dem Abi die
Schule schmiss
und anfang zu
jobben. Über
einen, der seinen
eigenen Weg fand

Wer nix wird,
wird Wirt – so hieß
es früher. Simon
sieht das anders



Seit Beginn der Oberstufe ging Simon nicht mehr gern zur Schule, und wenn er überhaupt mal dort auftauchte, kam er meist zu spät, obwohl das Gymnasium um die Ecke war. Als er nach den Herbstferien von einem Trip nach Amsterdam wiederkam, wurde es noch schwerer. Schließlich entschied der damals 17-Jährige, gar nicht mehr hinzugehen. „Ich hatte einfach keinen Bock mehr auf Schule“, sagt er heute mit einem verlegenen Grinsen auf dem Gesicht.

Während sein Vater diese Entscheidung hinnahm, war seine Mutter ziemlich besorgt, und seine Freunde verstanden nicht, warum er so kurz vor dem Abitur einfach aufgab. Simon selbst wusste nicht mal so genau, was er stattdessen machen wollte – also tat er erst einmal das, was er eh schon kannte: arbeiten. Seit er 16 war, hatte Simon einen Minijob in einem Getränkemarkt. Ein- bis zweimal die Woche saß er dort an der Kasse, sortierte Waren und half den Kunden.

Andere junge Menschen träumen vielleicht von einer Influencerkarriere, einem Start-up oder einem eigenen Café, Simon kam auf eine andere Idee: Er malte sich aus, wie es wäre, den Getränkemarkt zu übernehmen, wenn sein Chef mal in Rente gehen würde. Als er dem das erste Mal davon erzählte, lachte der nur. Aber nachdem Simon die Schule verlassen hatte, wirkte seine Idee plötzlich gar nicht mehr so seltsam. Um die Übernahme zu finanzieren, suchte er sich noch einen weiteren Job als Lagerarbeiter. Die komplette Summe konnte er so immer noch nicht aufbringen, darum ließ er sich das restliche Geld von seiner Familie. Und sein ehemaliger Chef ließ sich schließlich auf Ratenzahlung ein. Ein Jahr nach seinem Entschluss, nicht mehr zur Schule zu gehen, betrat Simon den Getränkemarkt als Geschäftsinhaber. „Mein Dad ist selbstständig. Ich wollte wahrscheinlich ein bisschen in seine Fußstapfen treten“, sagt er.

Ironischerweise unterschied sich der neue Alltag gar nicht so sehr von dem, dem er entkommen wollte. Wie die Schule begann der Tag im Getränkemarkt um acht Uhr morgens – und wie zu Schulzeiten fiel es Simon immer noch schwer, früh aufzustehen. Aber konnte er dort manchmal erst zur dritten Stunde kommen, war das im Getränkemarkt nicht möglich. Schief er, schief schließlich auch das Geschäft.

Selbst das Büffeln blieb Programm. Nach zehn Stunden Arbeit saß er abends noch mit seinem Vater vor der Buchhaltung: Rechnungen, Versicherungen, Unterlagen vom Finanzamt. Auf nichts von alldem war er in der Schule vorbereitet worden. Nun lernte er eifriger als zuvor – die Disziplin kam mit der Motivation für den eigenen Laden.

Sechs Tage die Woche schufte er am Anfang, nahm keinen Urlaub und ging kaum auf Partys. Erst allmählich wurde es entspannter, er stellte Aushilfen ein – selbst ein paar seiner Freunde fingen bei

ihm an. Im zweiten Jahr stieg dann einer seiner Brüder ins Geschäft ein. Zusammen entwickelten sie weitere Ideen: einen Stand auf Straßenfesten oder Grillfisch vor dem Getränkemarkt für die Kunden. Das Geschäft sei so gut gelaufen, dass er bereits nach drei Jahren seine Schulden komplett abbezahlt hatte, sagt Simon.

Ein Jahr später beschloss er, den Getränkemarkt ganz seinem Bruder zu übergeben. Sechs Monate reiste er um die Welt, dann kehrte er zurück und stand wieder vor der Frage: Was mache ich nun? Schließlich stieß er auf eine Anzeige: Am Sendlinger Tor – mitten in der Münchner Innenstadt – wurde eine Bar verpachtet. Gastronomie war schon immer Simons großes Ziel, er wollte den Laden. Zusammen mit seinem Freund Norbert schrieb er ein Konzept und bewarb sich erfolgreich um einen privaten Kredit. Doch eine Stunde vor Vertragsunterzeichnung ging die Bar an einen Mitbewerber. Statt das Münchner Nachtleben mitzugestalten, fuhr Simon erst mal zu seiner Oma nach Ruhpolding in die Chiemgauer Alpen. Aus Langeweile suchte er auf einer Immobilienwebsite nach Angeboten in der Gegend und stieß auf eine Anzeige: „Berggasthof zu verpachten“ – null Bilder. Simon machte einen Besichtigungstermin aus, eigentlich nur aus Jux, schließlich wollten er und Norbert eine urbane Bar aufmachen und kein Restaurant in einer Naturidylle. Doch die Entscheidung war schnell gefallen: Sie wollten die Alm pachten. Der Panoramablick und der alte Kachelofen im Gastraum waren einfach zu schön.

Nun sind Simon und Norbert Geschäftsführer des Gasthofs „Brandler Alm“. Nur einen Monat Zeit hatten sie bis zur Eröffnung. Die kitschige Deko aus Herzen und Tieren musste verschwinden, ein Koch und Bedienungen gefunden werden und die Speisekarte „bayerischer“ werden. Neben dem Wild, das von den örtlichen Jägern stammt, finden sich nun auch handgemachte Spätzle darauf. Im großen Garten wachsen Gemüse und Kräuter.

Am Anfang hatten sie auch älteres Personal, heute sind alle in Simons Alter, also so um die 25. Er hat gemerkt, dass es schwer ist, wenn der Chef jünger ist als die Angestellten. Nun sind wieder ein paar alte Freundinnen und Freunde im Team. „Wir kochen auf Gastro-Niveau, aber halt trotzdem unter Freunden, das ist schon geil“, freut er sich.

„Hätte ich damals einfach durchgezogen, besäße ich jetzt ein Abitur“, sagt Simon rückblickend. Bei allem Erfolg hat er gemerkt, dass man ohne Ausbildung oder Abitur meist Umwege gehen muss, um Projekte umzusetzen. Gerade wenn es um die Finanzierung geht, wollen Banken einen Abschluss sehen. „Und damit steht und fällt einfach fast jedes Projekt.“ Auch im Ausland habe man es ohne Abschluss schwerer.

Gerade aber hat er herausgefunden, dass die Industrie- und Handelskammer eine besondere Abschlussprüfung anbietet, wenn man zuvor viereinhalb Jahre beruflich in einer Branche tätig war. Schon bald könnte Simon also ganz offiziell Einzelhandelskaufmann sein und damit einem seiner nächsten Träume noch ein bisschen näher kommen: nach Costa Rica gehen und dort eine ökologische Landwirtschaft aufmachen – mit angeschlossenen Hostel am Strand. 





Lichtges

Seit Monaten protestieren Menschen in Belarus gegen ihre Regierung, die immer brutaler mit den Oppositionellen umgeht. Obwohl ihr Gefängnis und Folter drohen, macht Ljuba weiter

stalt

An einem grauen Tag im Frühjahr geht Ljuba, 37, mit ihrer neunjährigen Tochter in der belarussischen Hauptstadt Minsk auf die Straße. Was sie vorhat, klingt harmlos: Ljuba will ihr Handylicht aufleuchten lassen, um gegen die repressive Situation in ihrem Land zu demonstrieren. Im August vergangenen Jahres hat sich Präsident Alexander Lukaschenko, der seit 1994 regiert, zum Wahlsieger erklärt. Sowohl internationale Organisationen als auch die Opposition werfen ihm vor, diese Wahl manipuliert zu haben. Seitdem gab es viele Proteste. Lukaschenko wiederum lässt seine Sicherheitskräfte immer brutaler gegen Andersdenkende vorgehen.

Nach Sonnenuntergang erhellen etwa 50 Handylichter die hereinbrechende Nacht. Mit solchen Aktionen vergewissern sich Oppositionelle gegenseitig ihrer Solidarität. „Um zu wissen, dass man nicht allein ist, um nicht durchzudrehen“, wird Ljuba später erzählen. Doch an diesem Abend hält plötzlich ein blauer Bus an der Kreuzung. Uniformierte springen heraus, schnappen sich die ersten Menschen, prügeln mit Schlagstöcken auf sie ein. Ljuba nimmt ihre Tochter und rennt. Sie hastet in eine offene Haustür, zieht sie hinter sich zu. Ihre Tochter hält sich an ihr fest. Ein Polizist rüttelt an der Tür. Sie gibt nicht nach. Ljuba und ihre Tochter haben Glück.

Ljuba heißt eigentlich anders, ihren Namen hat sie geändert, damit die Behörden sie nicht identifizieren können. Als sie im April 2021 per Zoom von solchen Erlebnissen berichtet, wirkt sie erschöpft: Eine Frau mit langen braunen Haaren und traurigen Augen erzählt davon, dass ein Mitstreiter von ihr verhaftet wurde, weil er eine kleine weiß-rot-weiße Schleife in sein Fenster gehängt hatte – die Farben der Opposition.

Belarus oder Weißrussland, wie es lange genannt wurde, hat 9,4 Millionen Einwohner. Als ehemalige Teilrepublik der Sowjetunion ist es wirtschaftlich vor allem nach Osten orientiert. In der sowjetischen Folklore galten die Weißrussen immer als besonders reinlich, aber eher passiv, im Gegensatz etwa zu den aufsässigen Ukrainern. Wer vor dem August 2020 das Land bereiste, fand zumeist sehr gut gefegte breite Straßen und stille Menschen vor.

Doch im Herbst und Winter 2020 erreichen Bilder von Demonstrationen die Welt, friedliche Massenproteste Zehntausender, die weiß-rot-weiße Fahnen schwenken und demokratische Reformen fordern. Schon diese Proteste werden von brutaler Polizeigewalt überschattet, von Verhaftungen und Todesfällen. Aber immerhin kämpfen die Menschen noch. Mittlerweile aber, so beschreibt es der belarussische Schriftsteller Viktor Martinowitsch auf dem Medienportal budzma.by, gebe es „keine Nischen mehr“, nicht einmal auf

sässige Theaterstücke oder Lesungen regimekritischer Texte in Kellern. Sogar in der Sowjetunion, zu der Belarus bis zur Unabhängigkeit 1991 gehörte, hätten diese Freiräume existiert. Was in Belarus geschehe, sei der Versuch, „alles zu verbieten“ – vor allem die Meinungen Andersdenkender.

Seit Spätsommer vergangenen Jahres hat Ljuba an unzähligen Protesten teilgenommen. Vor allem die Bilder von Menschenketten, die nur von Frauen gebildet wurden, gingen um die Welt. Weiß gekleidet – als Zeichen des Friedens – standen sie den dunkel uniformierten Polizisten und Soldaten gegenüber, immer in Gefahr, geschlagen und verhaftet zu werden.

Aber der Druck der Behörden hat sich in den vergangenen Monaten stetig erhöht. Inzwischen trifft sich Ljuba selbst in ihrem eigenen Hinterhof nur kurz mit Mitstreiterinnen; größere Proteste gebe es aktuell gar nicht mehr. Eine seltene Ausnahme sei zuletzt ein Protestzug von etwa 30 zumeist jungen Menschen gewesen. Ljuba schickt ein Video. Verglichen mit dem, was noch vor Monaten möglich schien, wirkt diese Demo wie ein letztes verzweifelter Aufbau.

Viele von Ljubas damaligen Mitstreiterinnen sind ins Ausland geflohen. Aus Angst davor, im Gefängnis zu landen oder eine Geldstrafe zu bekommen, die einem die Zukunft nimmt. Die belarussische Menschenrechtsorganisation Viasna gibt die Zahl der politischen Gefangenen Mitte Mai mit 404 an. „Viele werden weggesperrt, andere halten es nicht mehr aus und wandern aus, dazu kommt Corona.“ Auch Ljuba und ihre Familie haben eine Infektion durchlebt, zum Teil mit schweren Verläufen. „Da denkst du dann erst einmal nicht an Proteste.“ Die Behörden leugnen die Gefahren der Pandemie. Präsident Lukaschenko hat mal empfohlen, gegen das Virus Wodka zu trinken und Traktor zu fahren.

Wie viele Menschen in Belarus an Corona erkrankten, ist ebenso schwer zu benennen wie die Prozentzahl der Anhänger von Lukaschenko. Den gegenwärtig besten Eindruck vermittelt eine aktuelle Studie des „Zentrums für Osteuropa- und internationale Studien“ (ZOiS), die bilanziert, dass etwa 30 Prozent der Menschen in Belarus weiter den Präsidenten unterstützen.

Schon vor den Protesten kannte das Land nur marginale Formen der Pressefreiheit. Mittlerweile ist es in der Rangliste der Reporter ohne Grenzen auf Platz 158 von 180 abgerutscht. Kein anderer Staat in Europa rangiert so weit hinten. Ende Mai wurde sogar ein Verkehrsflugzeug, das von Athen nach Litauen flog, von einem Militärjet gezwungen, in Minsk zu landen, damit der regierungskritische Blogger Roman Protasewitsch festgenommen werden konnte, der an Bord war.

Auch für Journalisten aus dem Ausland werden Recherchen in Belarus immer schwieriger. Auf Presseanfragen aus dem Westen antworten die Behörden nicht mehr, es ist also unmöglich, die andere Seite der Geschichte zu hören. Gleichzeitig trauen sich Menschen kaum noch, mit den Medien zu reden. Die erste Protagonistin, um die es in diesem Text gehen sollte, wurde am Morgen vor dem Interview verhaftet. Ihr Aufenthaltsort ist ungewiss. Daher läuft auch die Kommunikation mit Ljuba nur verschlüsselt. Wenn sie das Haus verlässt, nimmt sie ihr Smartphone oft nicht mit, damit es der Polizei nicht in die Hände fällt – und mit ihm all ihre Kontakte.

Trotzdem hat sich Ljuba entschieden, weiterzukämpfen – auch wenn ihr dramatische Konsequenzen drohen. Doch davon lässt sie sich nicht beirren. Neben der Organisation von Protesten verfasst sie mit Mitstreiterinnen Protestnoten an die EU oder die UN. Vor Kurzem ging im Namen von Folteropfern beim Generalbundesanwalt in Karlsruhe eine Strafanzeige gegen Lukaschenko ein.

Ljuba ist noch jung, sie könnte weg, zumindest theoretisch: nach Litauen oder Polen etwa, die wichtigsten Exilorte belarussischer Oppositioneller. Der Grund, warum sie bleibt, ist nicht nur der Kampf gegen das Regime, sondern auch das Schicksal ihres Sohnes, der seit vier Jahren im Gefängnis

sitzt. Er ist einer der in Belarus so genannten „Kinder 328“, also ein Minderjähriger oder junger Erwachsener, der nach dem Paragraphen 328 verurteilt wurde, womit Drogendelikte geahndet werden. Weil er mit weniger als einem Gramm Spice, ein synthetisches Cannabinoid, erwischt wurde, bekam er zehn Jahre Lagerhaft.

Kinder zu haben bedeutet für Ljuba, dass sie ein noch größeres Risiko eingeht, da sie nicht nur für sich selbst verantwortlich ist. Wenn sie festgenommen wird, könnte sie das Sorgerecht für ihre Tochter verlieren. „Das Regime weiß, dass es die Menschen am härtesten trifft, wenn es ihnen ihre Kinder wegnimmt.“ Neulich wurde sie von einer Lehrerin ihrer Tochter aufgefordert, Kritik an Lukaschenko aus ihren Social-Media-Kanälen zu löschen – sonst werde ihre Tochter „weggebracht“.

Sie fühle sich häufig ausgelaugt und leer, gerade in letzter Zeit, da es so aussehe, als würde Lukaschenko gewinnen. „Nachbarn sagen oft, dass ich Ruhe geben soll, sonst wäre ich auch bald dran“, sagt Ljuba. „Aber wenn ich jetzt aufgebe, waren all die schlaflosen Nächte und die ganze Angst umsonst.“ Manchmal, in ihren dunkelsten Momenten, wolle sie schon aufgeben und ausreisen. Aber dann denke sie an ihren Sohn – und es geht weiter. „Dieses Regime nimmt uns alles“, sagt Ljuba, „deshalb werden wir kämpfen.“

Das Wagnis meines Lebens, Teil 1: Als er sah, wie eine Frau auf die Gleise gezerrt werden sollte, ging Mazen Mohsen dazwischen

Ich wartete gerade auf die Bahn, als ich plötzlich Schreie hörte. Sie kamen von einem jungen Mann, der versuchte, eine ältere Frau auf die Gleise zu ziehen. „Wegen dir ist mein Vater abgehauen. Ich bringe dich und mich um“, schrie er. In der Ferne konnte man schon die Bahn sehen.

Beim Anblick der weinenden Frau musste ich an meine eigene Mutter denken. Ich werde nie ihre Tränen vergessen, als ich am 26. Juli 2015 Abschied von ihr nehmen musste. Sie, mein Vater und meine drei Schwestern sind immer

noch in Syrien, während ich schon seit Jahren in Deutschland lebe.

Ich lief auf den Mann zu, packte ihn am Arm und versuchte, ihn zu beruhigen. Doch als er auch mich anschrie, wurde ich lauter. „So darfst du nicht mit deiner Mutter reden!“, sagte ich in bestimmtem Ton. Dann beruhigte er sich. Einen kurzen Moment später umarmte er weinend seine Mutter. Ich stieg dann in die Bahn, weil ich spürte, dass niemand mehr in Gefahr war.

Wie sich herausstellte, war der junge Mann 20 Jahre alt und psychisch krank. Mehrmals musste ich zur Polizei und aussagen, sogar vor Gericht. Kameras am Bahnsteig hatten die Szene aufgenommen, und man sah, dass alle anderen Reisenden wegschauten, als der Mann seine Mutter auf die Gleise zerren wollte. Als der Richter sich bei mir bedankte und mich fragte, warum ich das gemacht habe, bekam ich einen ganz roten Kopf. Ich habe ja nur das getan, was mir beigebracht wurde. In Syrien habe ich gelernt, dass Kinder respektvoll mit ihren Eltern umgehen.

Am 17. September 2020 erhielt ich von der Stadt Ludwigsburg den Zivilcourage-Preis. Gleichzeitig wurde ich gefragt, ob ich mir denn etwas wünschen würde. Ich woll-

te eigentlich gar nichts. Mir war es ja nur darum gegangen, etwas Schlimmes zu verhindern. Aber sie wollten mir unbedingt etwas geben, also erzählte ich, dass ich gern in einem Tonstudio etwas aufnehmen würde. Ich mache nämlich professionell Musik – das habe ich an einem Konservatorium in Suweida studiert, meiner Geburtsstadt im Süden Syriens. Ich nahm ein Gedicht von Friedrich Schiller auf, „Das Mädchen aus der Fremde“. Ich habe es mit arabischer Musik unterlegt, singe aber auf Deutsch. Musik verbindet. Das weiß ich heute noch mal mehr als früher.

Aufgezeichnet von
Eva Kienholz



Schreiben, was ist

32 Journalistinnen und Journalisten sitzen in Ägypten im Gefängnis. Ihr Vergehen: Kritik an der Regierung. Die Chefredakteurin Lina Attalah hat jeden Tag Angst, wenn sie die Pressefreiheit verteidigt

Von Leyla Lewitt

Vor einem Jahr stand Lina Attalah vor dem berüchtigten Al-Aqrab-Gefängnis, in dem schon viele Regimekritiker gefoltert wurden. Die 38-jährige Journalistin war dort zusammen mit der Mutter eines Inhaftierten, um über die Familien von Gefangenen zu schreiben. Doch plötzlich wurde sie selbst zur Gefangenen. Die Polizei nahm sie für einige Stunden fest und ließ sie dann auf Kautions wieder frei.

Es war nicht das erste Mal, dass Attalah die Staatsmacht zu spüren bekam. Bereits 2019 stürmten Polizisten die Redaktion des Onlinemagazins „Mada Masr“, dessen Chefredakteurin Attalah ist. Zusammen mit zwei Kollegen landete sie damals in Gewahrsam. Der Grund: ein kritischer Artikel über den ältesten Sohn des ägyptischen Präsidenten Abdel Fattah al-Sisi, der das Land seit 2014 zunehmend diktatorisch regiert. Oppositionelle werden verfolgt, die Presse unterdrückt. Das Onlinemagazin „Mada Masr“ ist eines der letzten unabhängigen Medien in Ägypten. Das macht die investigative, regimekritische Journalistin Attalah zur Staatsfeindin. Ob sie Angst habe? „Klar, die ganze Zeit“, sagt sie. Und dennoch denkt sie nicht ans Aufhören.

Auch in Ägypten fanden die Proteste des Arabischen Frühlings statt, die zwar zu zahlreichen Regierungswechseln führten – aber nicht immer zu mehr Demokratie. In Ägypten war der 25. Januar 2011, der „Tag des Zorns“, ein ausschlaggebender Moment: Geschätzt Zehntausende Menschen, darunter viele Jugendliche und Studierende, protestierten in Kairo für die Absetzung des Langzeitpräsidenten Hosni Mubarak. Nach seinem Rücktritt hofften viele auf mehr Freiheit und bessere Lebensbedingungen. Doch bei der Parlamentswahl gewann der Kandidat der Muslimbrüder, die Ägypten in einen islamistischen Staat verwandeln wollten.



Erneut kam es zu gewalttätigen Protesten, die mit einem Militärputsch endeten, angeführt von Abdel Fattah al-Sisi. Ein Jahr später wurde er zum Präsidenten gewählt.

Seitdem wurde gegen zahlreiche Menschenrechte verstoßen. Der Staat lässt politische Gefangene foltern und hinrichten, die Arbeit von Journalistinnen und Journalisten wurde zunehmend schwerer. Auf der aktuellen Rangliste der Pressefreiheit 2021 der Nichtregierungsorganisation (NGO) Reporter ohne Grenzen liegt Ägypten von 180 Ländern auf Platz 166. Aktuell sind 32 Journalisten in Haft.

Als auch die Zeitung „Egypt Independent“, bei der Attalah leitende Redakteurin war, kurz vor dem Staatsstreich 2013 schließen musste, gründete sie gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen „Mada Masr“. „Gerade damals

war Journalismus besonders wichtig, und ich hatte keine Lust darauf, arbeitslos zu sein“, erinnert sie sich. „Mada Masr“ berichtet über den Kampf der Opposition, über die Unterdrückungsmaßnahmen und über verbotene Themen wie die LGBTQ-Community. 2017 führte das zur Sperrung der Seite. Wer in Ägypten lebt, erreicht „Mada Masr“ nur über ein VPN-Programm, das den Datenverkehr über das Ausland lenkt. Nicht nur „Mada Masr“ ist von der Zensur betroffen. Der Nachrichtenkanal „Al Jazeera“ und die arabische Seite der „Huffington Post“ sind wie Hunderte andere journalistische Angebote nicht mehr aufrufbar.

Trotz der ständigen Rückschläge setzen sich die Redakteurinnen und Redakteure von „Mada Masr“ weiterhin für die Pressefreiheit in ihrem Land ein. „Jede Geschichte, die wir veröffentlichen, soll zu Gesprächen führen“, sagt Attalah. „Gerade jetzt gibt es hier nicht genügend kritische Diskurse. Das ist es, was uns antreibt – trotz aller Probleme.“

Ist es

Beleidigungen, Hassbotschaften
oder sogar Morddrohungen
– das ist für viele Menschen,
die sich politisch engagieren,
mittlerweile Alltag. Auch für
den 19-jährigen Jakob, der
sich für die Umwelt und gegen
Rechtsextremismus einsetzt

Von Lisa Santos
Fotos: Ingmar Nolting

das



wert

?

Wenn Jakob Springfeld von seiner Heimatstadt Zwickau zurück nach Halle fährt, kann er wieder etwas aufatmen. Er ist zum Studieren in die Großstadt gezogen und froh, dass ihn hier nur wenige kennen. In Zwickau ist das anders. Dort wird der 19-Jährige regelmäßig auf der Straße angesprochen. Denn Jakob ist in der örtlichen Fridays-for-Future-Gruppe aktiv und engagiert sich öffentlich gegen Rechtsextremismus. Neben Zuspruch erntet er dafür vor allem eines: Hass. Er wurde schon angespuckt, beleidigt und beim Feiern im Club herumgeschubst. Für den jungen Aktivisten ist das beängstigend: „Auch wenn es teilweise schon über ein Jahr her ist, hat sich das bei mir mega eingeprägt. Seitdem gehe ich anders durch die Stadt, und das wird noch Jahre so bleiben.“

Mittlerweile ist Jakob abends kaum noch allein unterwegs. Wenn er zum Stadtfest geht, feiert er nicht mehr unbeschwert mit seinen Freunden wie früher, sondern hat immer die Angst im Hinterkopf, jemand könnte ihn bedrohen. Für den Notfall haben seine Freunde und er eine Chatgruppe eingerichtet. Sollte einer von ihnen in Gefahr sein, kommen die anderen schnell zu Hilfe oder alarmieren die Polizei. Wie konnte es so weit kommen?

Als in Zwickau 2019 ein Baum abgesägt wird, berichten Medien deutschlandweit darüber. Es ist nicht irgendein Baum. Er wurde im Gedenken an Enver Şimşek gepflanzt, das erste Mordopfer des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU). Die rechtsextreme Terrorzelle hat insgesamt zehn Menschen ermordet und lebte jahrelang im Untergrund, zuletzt in Zwickau. Der Gedenkbaum wurde nach nur wenigen Wochen von Unbekannten abgesägt. Daraufhin pflanzte die Stadt zehn neue Bäume. Zur anschließenden Gedenkversammlung kamen die Bundeskanzlerin und Sachsens Ministerpräsident. Zum Schluss ging das Wort an einen Schüler: Jakob. Der damals 17-Jährige trug eine dunkle Sportjacke und lächelte etwas schüchtern, als er nach dem Mikrofon griff. Seine Stimme aber war selbstbewusst, seine Worte deutlich: „Wir hoffen, dass es nicht dabei bleibt, dass wir hier Bäume gepflanzt haben.“ Im Namen seiner Schule hoffe er, dass sich die Stadt mehr mit den Taten des NSU auseinandersetze – aber auch zeige, wie bunt

Zwickau eigentlich sei. Um gegen die Tat ein Zeichen zu setzen, organisierte Jakob mit ein paar Klassenkameraden spontan eine Gedenkaktion. Über 100 Schülerinnen und Schüler trafen sich in der Mittagspause zu einer Schweigeminute, viele brachten Blumen mit.

Durch Aktionen wie diese wird Jakob in der Stadt bekannt. Angefangen hat er bereits mit 14, als er für seine Klassenkameraden einen „Sozialen Tag“ organisierte, bei dem sie sich mit Geflüchteten in Zwickau austauschen konnten. Dass sein Engagement auch negative Reaktionen auslösen kann, war ihm anfangs nicht bewusst: „Ich habe das eher belächelt. Erst später wurde mir klar, dass sich die Stimmung immer mehr auflädt.“

Tatsächlich berichten viele Menschen, die sich politisch äußern, von Anfeindungen. Dabei gibt es sowohl im rechts- als auch im linksextremen Bereich einen Anstieg der Gewalt. Erst kürzlich sorgte eine Morddrohung gegen die Comedyautorin und Kolumnistin Jasmina Kuhnke, die sich seit Jahren gegen Rassismus engagiert, für Aufsehen. Im Netz war ein Video mit Gewaltfantasien und ihrer Adresse veröffentlicht worden. Laut einer Forsa-Umfrage erleben über die Hälfte der Bürgermeisterinnen und Bürgermeister Hass in ihrem Alltag: Beleidigungen auf der Straße, Drohnachrichten per Post oder in den Sozialen Medien. Jakob bereitet das große Sorgen: „Viele stehen unter dem gleichen Druck wie wir und haben Angst, angefeindet zu werden, wenn sie sich zu krass positionieren.“ Das sei auch deswegen problematisch, weil Kommunalpolitikerinnen und -politiker aus Angst oft nicht konsequent genug gegen gewaltbereite Gruppen in der Stadt vorgehen.

Für den Sozialpsychologen Andreas Zick ist das eine beunruhigende, aber nicht überraschende Entwicklung. Er ist Teil des Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ) und leitet das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld. „Wir haben schon vor zehn Jahren vor einer Verrohung der Gesellschaft gewarnt“, sagt Zick. Seiner Meinung nach wurden Populismus, Aggressivität und Gewalt zu lange unterschätzt: „In Deutschland gehen wir bei vielen politischen Ideologien von

Extremismus aus. Das ist nicht falsch, aber wir diskutieren viel zu wenig darüber, dass diese Einstellungen auch weit in der Mitte zu finden sind – und zwar quer durch alle sozialen Gruppen.“ Vor allem rechtsextrem oder rechtspopulistisch orientierte Personen verstärken diese Einstellung durch starke Feindbilder, um die Gesellschaft zu spalten und möglichst viele Menschen gegen „die politische Klasse“ zu mobilisieren. Dazu suchten sie sich gesellschaftliche Themen, die ohnehin schon kontrovers diskutiert werden, wie beispielsweise



Jakob glaubt, dass sich viele junge Menschen in seiner Heimatstadt aus Angst vor dem Hass nicht engagieren

Flucht, Migration, Feminismus oder Klimaschutz. Offenheit und Vielfalt würden als Bedrohung inszeniert, genauso wie Gruppen, die einen gesellschaftlichen Wandel anstoßen wollen – wie Fridays for Future. Gewalt gegen diese Menschen werde dann häufig als Akt des Widerstandes, also als notwendiges Mittel umgedeutet.

Zick beobachtet, dass Debatten immer aggressiver geführt werden und sich Konflikte oft nicht mehr konstruktiv lösen lassen. Mit der Zeit könne das unsere Demokratie aushöhlen: „Die zivilgesellschaftliche Kraft wird durch das Klima geschwächt. Es kann sein, dass sich Normen und Werte verschieben und wir bereit sind, mehr Gewalt zu akzeptieren.“ Seiner Meinung nach brauche es mehr Aufklärungs- und Prä-

ventionsprogramme sowie Zivilcourage-Trainings, um zu lernen, wie man Gewalt entgegentreten kann, und mehr Aufmerksamkeit für Betroffene. Denn diese würden sich mit der Zeit oft zurückziehen und verstummen.

Das beobachtet auch Jakob: „Viele junge Leute wollen nicht mehr über die Situation in Zwickau berichten oder nur anonym, weil sie Angst vor den Konsequenzen haben.“ Sie fühlten sich nicht ausreichend geschützt – auch weil Behörden Hassbotschaften im Netz häufig nicht ernst nähmen: „Das wird leider noch viel zu oft weggelächelt nach dem Motto: Was im Netz steht, das passiert ja nicht in der Realität.“

Dabei zeigt spätestens der Mord an dem Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke, dass Anfeindungen im Netz auch zu physischen Übergriffen führen können. Lübcke wurde 2019 durch einen Kopfschuss von einem Rechtsextremisten getötet – zuvor hatte Lübcke immer wieder virtuelle Hassbotschaften und Drohungen bekommen, weil er sich für Geflüchtete eingesetzt hatte. Organisationen wie „HateAid“, eine Beratungsstelle für Betroffene digitaler Gewalt in Deutschland, fordern schon seit Langem, dass Anfeindungen und Hassbotschaften im Netz von Politik, Gesellschaft und Justiz härter verfolgt und als Gewalt anerkannt werden – auch mit Blick auf die psychischen Folgen für Betroffene, die von emotionalem Stress bis hin zu Depressionen reichen können.

Für Jakob kam der Hass gegen ihn überraschend, jetzt wendet er sich bewusst an die Öffentlichkeit, um Betroffenen zu zeigen: „Ihr seid nicht allein!“ Dabei ist ihm wichtig, nicht als Einzelschicksal gesehen zu werden, denn er stehe stellvertretend für viele Menschen, die tagtäglich Hass erleben. Gleichzeitig sei er nicht der Einzige, der sich engagiere und traue, seine Stimme zu erheben – auch in Zwickau. Jakob bereut seinen Weg nicht und will sich auch weiterhin engagieren. Hätte er sich anders entschieden, wenn er schon vor fünf Jahren gewusst hätte, was für eine Angst er dadurch in seiner eigenen Heimatstadt mitunter haben würde? Darauf hat er keine eindeutige Antwort, es komme immer darauf an, in welchem Moment man ihn das frage. So oder so: Für ihn gebe es nun kein Zurück mehr. ☞



Das Wagnis meines Lebens, Teil 2: **Monja Rönneburg** hatte einen sicheren Job, der sie leider nicht glücklich machte

Schon mit Anfang zwanzig habe ich für mein Empfinden ein ziemlich erwachsenes Leben geführt. Ich hatte einen Vollzeitjob als ausgebildete Zahntechnikerin und einen Freund, mit dem ich in einem ruhigen Viertel von Lübeck wohnte, wo es viele junge Familien gab. Für ihn war das perfekt. Er wollte bald heiraten und Kinder haben. Ich hatte eher einen anderen Traum: eine eigene Konditorei. Schon während meiner Ausbildung zur Zahntechnikerin habe ich gemerkt, dass ich viel mehr Lust auf Torten als auf Zahnspangen hatte. Zum Ausgleich habe ich jedes Wochenende gebacken. Einmal habe ich auch einen Praktikumstag in einer Konditorei absolviert, der aber fast ausschließlich darin bestand, stundenlang Äpfel zu schälen und Zitronenschalen abzureiben.

Eines Abends sah ich im Fernsehen einen Beitrag über eine Frau, die erst als Stewardess gearbeitet und später eine Konditorei in London gegründet hat. Das hat mich schwer beeindruckt und mir den Anstoß gegeben, selbst auch noch mal neu anzufangen. „Wenn nicht jetzt, wann dann?“, habe ich mir gesagt. Lieber schäle ich drei Jahre Äpfel, als mich ein Leben lang zu ärgern, meinen Traum nicht gelebt zu haben.

Ich kündigte also meine gut bezahlte unbefristete Stelle im Dentallabor und fand schließlich einen Ausbildungsplatz bei einem großen Marzipanproduzenten. Fast zeitgleich heirateten mein Freund und ich, obwohl wir schon seit Längerem ziemlich verschiedene Vorstellungen vom Leben hatten.

Während er weiterhin eine Familie gründen wollte, träumte ich nicht von Kindern, sondern von der Selbstständigkeit. Lange hielt die Beziehung nicht. Wir trennten uns, und ich ließ mit einem Kloß im Hals mein ganzes altes Leben hinter mir.

Zum Glück machten mir meine Eltern keine Vorwürfe, dass ich einen sicheren Job aufgegeben hatte, sondern unterstützten mich sogar finanziell. Die Ausbildung zog ich in zwei statt drei Jahren durch – so viel Energie hatte ich. Ich fühlte mich wieder jung und lebendig. Ich wohnte auch nicht mehr am ruhigen Stadtrand, sondern direkt über einer Kneipe inmitten der Lübecker Altstadt.

Im Anschluss an meine Gesellenprüfung machte ich dann meinen Meister. Ich fand einen Job in einem Café, für das ich eigene Kuchenkreationen backte. Plötzlich hatte ich so viel Freiraum, dass ich nebenher an meiner Geschäftsidee arbeiten konnte: ein Onlineshop für Torten. Nachdem der Name und das Konzept standen, erstellte ich eine Facebook-Seite, über die gleich viele Anfragen kamen. Irgendwann war klar, dass ich einen eigenen Laden mit Küche anmieten musste. Doch auch der war schnell zu klein. Ich suchte mir einen größeren, da im alten die Kühlkapazitäten nicht mehr ausreichten. Es ist schon verrückt, dass ich mich damals scheiden ließ, um heute Torten für Hochzeiten anderer zu backen. Aber ich bin endlich angekommen.

Aufgezeichnet von
Eva Kienholz



Vorsicht, Pizza

Essen soll uns mit Nährstoffen versorgen, zum Beispiel mit Vitaminen und Mineralien. Doch immer öfter finden sich darin gesundheitsgefährdende Stoffe: in Fischen Mikroplastikpartikel, in Fleisch Antibiotika und in vielen Lebensmitteln Rückstände von Pestiziden, mit denen die Pflanzen besprüht wurden – zum Beispiel Getreide, aus dem dann Brot, Pizzateig oder Nudeln gemacht werden. Glyphosat ist dabei der weltweit meistverbreitete Unkrautvernichter und wird von der Internationalen Agentur für Krebsforschung (IARC), einer Unterorganisation der Weltgesundheitsorganisation (WHO), als „wahrscheinlich krebserzeugend“ eingestuft. Die Studien, auf die sich der Bayer-Konzern, der Glyphosat unter dem Markennamen „Roundup“ vertreibt, beruft, sehen dagegen keine Beeinträchtigung der Gesundheit. Für Getreideprodukte aus ökologischer Landwirtschaft darf hingegen kein Glyphosat verwendet werden. Von 2024 an soll Glyphosat auf Äckern in Deutschland ganz verboten sein.

Viele Flüchtende setzen ihr Leben aufs Spiel. Wie Dawod Adil, der in Afghanistan vor den Taliban floh, den Schüssen der iranischen Grenzpolizei entkam und in einem überfüllten Schlauchboot über das Meer fuhr, obwohl er nicht mal schwimmen kann

Es sind 4.777 Kilometer Luftlinie von Berlin-Moabit nach Kabul. 4.777 Kilometer, die Adil zurückgelegt hat – mal zu Fuß, mal im Laderaum eines Transporters oder in einem wackligen Schlauchboot. Im Herbst 2015 ging seine Reise los, als er merkte, dass er in seiner Heimat nicht weiterleben kann. Adil hat Regie studiert und drehte in der afghanischen Hauptstadt gerade eine Dokumentation mit Angehörigen eines Anschlags der Taliban, bei dem 22 Menschen getötet und verstümmelt worden waren. Seine Anteilnahme am Schicksal der Menschen brachte ihn schließlich selbst ins Visier der Terroristen, die ihn bedrohten.

Also packte der damals 26-Jährige seinen Rucksack, darin neben ein paar Klamotten Datteln, Mandeln und etwas Wasser. Sein Schwager in Kabul fand einen Schleuser, der Adil an die Grenze zu Pakistan brachte. „Wir sollten uns verkleiden“, erinnert er sich, „traditionelle Gewänder und Kopftuch anlegen.“ Sechs weitere Flüchtende waren in der Gruppe, mit Farid freundete er sich an. Zunächst fuhren sie durch die Wüste Richtung Pakistan, bedroht von Taliban, dem IS und der pakistanischen Polizei. Unterwegs wurden die Autos gewechselt, zum Schlafen versteckten sie sich in den Bergen. Dann ging es über eine weitere Grenze: etwa 18 Stunden zu Fuß durch die Berge. Am Nachmittag liefen sie los, erst am Morgen kamen sie im Iran an – das Land, das neben Pakistan die meisten afghanischen Flüchtlinge aufnimmt. Am Tag versteckten sie sich und schliefen, nachts fuhren sie mit 16 Personen in einem kleinen Transporter über die Autobahn nach Teheran. Dabei lagen sie so eng beieinander, dass Adil kaum Luft bekam. Ich habe geklopft, sagt er, doch einer der Schleuser drohte, ihn zu erschießen.

Nachts kamen sie an die Grenze zur Türkei: Wieder ging es zu Fuß durchs Gebirge – in einer Schlange mit Frauen und Kindern. Es war November, kalt, Kinder weinten. Als sie in einem Lager eine Decke anhoben, fanden sie eine Leiche darunter. Das Bild verfolgte Adil lange in seinen Träumen. Er wusste, dass auf der Route viele Afghanen getötet wurden, und tatsächlich fielen plötzlich Schüsse. Die iranische Grenzpolizei verletzte zwei seiner Bekannten. Um sich zu beruhigen, las Adil Verse im Koran. „Damals war ich gläubiger“, sagt er.

In Istanbul fühlten sie sich zum ersten Mal seit Tagen in Sicherheit. Sie konnten sogar einfach einkaufen gehen – ohne die Angst, aufgegriffen oder erschossen zu werden. Dann ging es weiter – Richtung Griechenland. Die Schleuser ließen sie am Strand vor einem Schlauchboot zurück, das sie selbst aufpumpen mussten. 16 Menschen sollten damit über das Meer, für sieben war es ausgelegt. Wieder musste Adil entscheiden, ob er sein Leben aufs Spiel setzen wollte. Obwohl er nicht schwimmen kann, stieg er in das Boot. Als

schon nach kurzer Zeit Wasser hineinlief, fuhren sie zurück zum Strand. Eine Familie stieg aus und weigerte sich mitzufahren. Auch Adils Freund Farid blieb zurück. Dann starteten sie einen zweiten Versuch und erreichten nach stundenlanger Fahrt eine griechische Insel in der Ägäis. „Ab da war es einfach“, sagt Adil. Tatsächlich hielt ihm niemand mehr eine Waffe ins Gesicht, es gab kein Meer mehr zu überqueren und keine Luftnot in überfüllten Laderäumen. Zu Fuß, im Bus und mit dem Zug erreichte Adil nach einem Monat auf der Flucht Deutschland.

Die Wüste, die Berge, das Meer, die Taliban, die bewaffneten Grenzer – Adil hat viel riskiert. Aber hat es sich gelohnt? War es das alles wert?

Adil sitzt auf einer Schlafcouch in einem etwa acht Quadratmeter großen WG-Zimmer in Berlin und muss nicht lange überlegen. Ja, es hat sich gelohnt. Er lebt, er ist sicher. Vorerst zumindest, denn sein Asylantrag ist abgelehnt worden und er nur geduldet. Das bedeutet, dass er Deutschland verlassen muss – nur nicht sofort, da seine Abschiebung vorübergehend ausgesetzt ist. Vielen Afghaninnen und Afghanen droht die Abschiebung, obwohl die Taliban in ihrem Land gerade wieder zunehmend Terror verbreiten. Wenn Adil die Angst überkommt, abgeschoben zu werden, sagt er sich: Er hat ja schon ganz anderes geschafft.

Und damit meint er nicht nur die Flucht, denn die Jahre danach in Deutschland waren auch nicht einfach. Keine Berge, aber Ämter. Kein Meer, aber eine Flut von Bestimmungen. Jahrelang teilte er sich mit zwei weiteren Geflüchteten ein Zimmer in einem Flüchtlingsheim in Herzberg in Brandenburg. Als er einen festen Job als Videojournalist in Berlin fand, konnte er nicht dort hinziehen – wegen der Residenzpflicht in Brandenburg. Die bedeutet, dass Geflüchtete, deren Asylverfahren nicht abgeschlossen ist, nur in einem vom Amt bestimmten Bereich wohnen dürfen. Jeden Morgen musste Adil deshalb anderthalb Stunden mit dem Zug nach Berlin pendeln und abends zurück. Wenn er den letzten Zug zurück um 21.35 Uhr verpasste, schlief er am Bahnhof.

Eine Anwältin schaffte es schließlich, dass sein Fall nach Berlin verlegt wurde und er dort hinziehen konnte. Eine Arbeitskollegin vermittelte ihm das WG-Zimmer, in dem er nun seit gut einem Jahr lebt. Adil findet, dass er es weit gebracht hat. Er arbeitet, er wartet auf gute Nachrichten vom Amt, er hört in seinem Zimmer persische Musik und trinkt schwarzen Tee mit Kardamom. Wenn er aktuelle Nachrichten aus Afghanistan hört, wacht er nachts oft auf – weil ihm die Bilder von seiner Flucht durch den Kopf gehen. Aus der Zeit, in der er beschloss, alles zu riskieren. 4.777 Kilometer von hier entfernt.

Von Tobias Hausdorf

Unter Einsatz seines Lebens

Einen Teil der Strecke in
ein neues Leben legte Adil in
einem überfüllten Transporter
zurück. Bei solchen Fahrten
kommen immer wieder Flüchtende
um, weil sie ersticken

Die Kriminalität in Deutschland ist auf dem niedrigsten Stand seit 1993. Und dennoch fühlen sich viele Menschen nicht sicherer. Woran liegt das?

ANG



Von Julia Lauter
Illustration: Studio Pong

A

Angst ist eine komplexe Schöpfung des Geistes. Bis das Gefühl in uns aufkommt, haben Teile unseres Gehirns bereits Bilder, Gerüche und Geräusche wahrgenommen, interpretiert und mit Erinnerungen an Gefahren abgeglichen. Erst wenn unser Angstzentrum, die Amygdala, das „Go“ gibt, manifestiert sich die Furcht: Unser Herzschlag wird schneller, die Muskeln angespannt, die Atmung beschleunigt. Es dauert eine Fünftelsekunde, bis ein Mensch flucht- oder kampfbereit ist.

Gefahren zu bewerten – und so das Fürchten zu lernen – sei eine der mächtigsten Funktionen des Gehirns, schreibt der Neurowissenschaftler und Angstforscher Joseph LeDoux. Aber sie habe einen hohen Preis: weil Menschen sich Ängste ausmalen, Gefahren empfinden, wo keine sind, und die so geweckte Furcht nicht kontrollieren können. „Wir haben mehr Ängste, als nötig wären“, so LeDoux.

Angst ist eine politisch relevante Größe. Mit Angst wird Politik gemacht. Angst vor Jobverlust, vor Einwanderung, vor Kriminalität. Doch das Gefühl zu messen ist schwer.

Eine Möglichkeit der Annäherung sind die Zahlen der Polizeilichen Kriminalstatistik, die jährlich erhoben werden. Sie zeigen, wie viele Straftaten in Deutschland im Berichtsjahr begangen wurden – und damit die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Verbrechens zu werden. Nüchtern betrachtet gibt diese Statistik seit Jahren Anlass zur Beruhigung: 2020 wurden 2,3 Prozent weniger Straftaten als im Jahr zuvor registriert. Die Kriminalität in Deutschland ist auf dem niedrigsten Stand seit 1993 – bei einer wachsenden Bevölkerung. Und die Aufklärungsquote steigt.

Allein die Gewaltkriminalität fiel in den vergangenen zehn Jahren von ca. 201.000 auf knapp 177.000 Fälle. Und wurden 2001 noch 464 Menschen ermordet, waren es im vergangenen Jahr 280. Schlimmer geworden ist 2020 allerdings die sexualisierte Gewalt gegen Kinder.

Obwohl also viele Delikte wie Gewaltkriminalität, Wohnungseinbrüche oder Diebstähle seit Jahren rückläufig sind, scheint das Sicherheitsempfinden in der Bevölkerung leicht abzunehmen. Das zeigen Untersuchungen, die jene Kriminalität in den Blick nehmen, die nie zur Anzeige kommt: das sogenannte Dunkelfeld. Dunkelfeldstudien befragen zufällig ausgewählte Personen danach, ob sie innerhalb eines bestimmten Zeitraums

Opfer einer Straftat wurden – und versuchen damit die offizielle Kriminalitätsstatistik „aufzuhellen“. Gleichzeitig wird in diesen Befragungen das subjektive Sicherheitsempfinden untersucht: „Wie sicher fühlen Sie sich, wenn Sie tagsüber alleine in Ihrem Wohngebiet spazieren gehen?“ Mit Standardfragen wie dieser tasten die Interviewer die Ränder der Angst ab.

Die letzte veröffentlichte bundesweite Befragung dieser Art hatte das Bundeskriminalamt (BKA) zwischen Juli 2017 und Januar 2018 durchführen lassen. Dabei zeigte sich, dass die gefühlte Unsicherheit seit der vorhergehenden Befragung fünf Jahre zuvor in fast allen Bundesländern leicht zugenommen hatte. Am meisten Angst hatten die Menschen in Sachsen-Anhalt (30 Prozent), doch auch in Sachsen und Berlin fürchteten sich auffallend viele Menschen vor Straftaten (28 Prozent). In Ostdeutschland fühlt sich etwa jeder Vierte unsicher in seinem Wohngebiet, in Westdeutschland jeder Fünfte.

Woher die Unsicherheit rührt, dazu gibt die Untersuchung streng genommen keine Auskunft. Doch es gibt Erklärungshypothesen, wie der Studienleiter Christoph Birkel erläutert: „Der öffentliche Diskurs über den Zuzug von Flüchtlingen 2015 könnte einen Einfluss auf

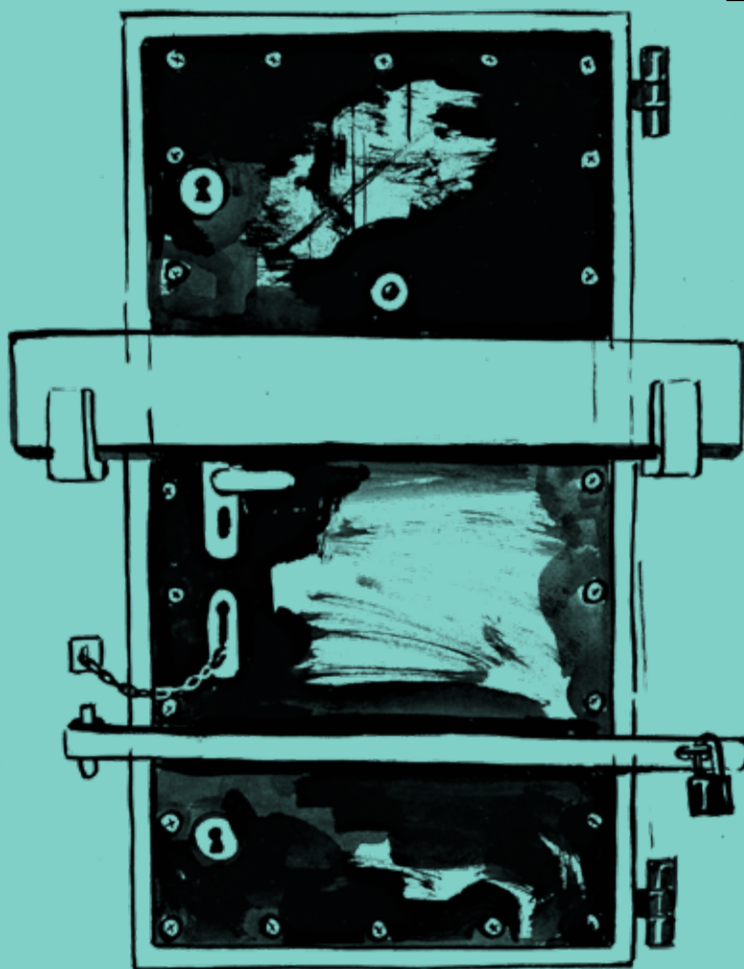
das Sicherheitsempfinden gehabt haben, ebenso wie die Berichterstattung über gewalttätige Übergriffe in der Silvesternacht 2015 in Köln“, sagt Dunkelfeldforscher Birkel. In der Folge habe es in den Medien einen starken Fokus auf von Migranten verübte Straftaten gegeben.

Der Schluss liegt nahe, dass bestimmte Medienberichte die Angst anheizen. Nicht nur, indem sie über Einzelfälle besonders intensiv berichten. Sondern auch in der Art, wie Kriminalstatistiken wiedergegeben werden. Im März titelte eine Tageszeitung: „Zahl der Verurteilungen von Ausländern steigt um 51 Prozent“. Was wie eine exklusive Enthüllung klingt, ist öffentlich in der Strafverfolgungsstatistik des Statistischen Bundesamts nachzulesen. Und das ist nur eines von vielen Problemen mit dieser Zahl: Der Vergleichszeitraum (2010 bis 2019) ist bewusst so gewählt, dass er den dramatischsten Zuwachs zeigt. Egal ob man die Betrachtung früher (2005) oder später (2015) beginnt, die Zahl wäre weniger spektakulär. Und bei den verzeichneten Straftaten handelt es sich nicht selten um Verstöße gegen das Aufenthaltsgesetz, die nur Ausländer begehen können. Auch ist die Zahl der als Ausländer gezählten Menschen im Betrachtungszeitraum um mindestens 40 Prozent gestiegen. Zugespißt gesagt: Nichts deutet darauf hin, dass Ausländer in Deutschland krimineller sind als früher. Doch für Zeitungen mit sinkender Auflage ist das Geschäft mit der Angst verlockend. Dennoch mahnt die Juristin Rita

Haverkamp davor, den Medien eine zu große Rolle bei dem Diskurs über die Sicherheitswahrnehmung einzuräumen: „Wichtig zu sehen ist, dass Medien eine verstärkende Funktion auf Unsicherheit haben können, aber keine Auslöser sind“, erklärt die Professorin für Kriminalprävention an der Universität Tübingen. „Furchtsame Menschen füttern ihre Unsicherheit mit entsprechender Berichterstattung.“ Größere Sorgen bereiteten ihr, ebenso wie vielen Kriminalisten, die Echokammern in den Sozialen Medien, wo Menschen sich ungefiltert und ohne Faktencheck einem ständigen Zustrom von Geschichten aussetzen, die ausschließlich ihre eigenen Vorannahmen widerspiegeln. Auf YouTube und Co. ist man immer nur einen Klick vom nächsten Beitrag entfernt, der die eigenen Ängste uneingeschränkt bestätigt. Auch das Alter spiele eine wichtige Rolle, so Rita Haverkamp.

Wer schlechter sehe und weniger gut zu Fuß sei, fühle sich angreifbarer. „Mich überrascht es nicht, dass in einer Gesellschaft mit dem Altersdurchschnitt von 45 Jahren auch mehr Unsicherheit herrscht.“

Im Oktober 2020 begann eine weitere Befragung durch das Bundeskriminalamt und das Institut für angewandte Sozialwissenschaft (infas) aus Bonn. „Die Ergebnisse werden uns zeigen, ob es tatsächlich einen Trend zur Unsicherheit gibt“, erklärt der Kriminalist Christoph Birkel, der auch diese Studie koordiniert. Der Gefühlsprofi vom BKA sagt, ihm persönlich gebe es Sicherheit, dass er die Aussage von Statistiken richtig erfassen könne: „Ich weiß, wie gering das Risiko tatsächlich ist, Opfer einer Straftat zu werden.“ Das lasse ihn ruhig schlafen. Richtig zitiert und verstanden, können Zahlen die Angst auch besiegen. ↖



Die Wahrscheinlichkeit, als Frau von einem Mann sexuell belästigt zu werden, ist groß. Unterwegs mit Frauen, die ihren Kampf gegen Übergriffe und Gewalt öffentlich machen

Risikofaktor:

Am Strand in Frankreich fängt alles an. Im Sommer 2020 liegt Franzi mit ihrem Freund am Meer und sonnt sich. Ein älterer Mann schaut zu ihr rüber. Als Franzi sich das Bikinioberteil auszieht, starrt er sie lüstern an. Irgendwann richtet er seinen Badeplatz extra so ein, dass er sie gut im Auge hat. Neben ihm liegen seine Frau, Kinder und Enkelkinder. Jetzt, über ein halbes Jahr später, wird Franzi immer noch wütend, wenn sie diese Geschichte erzählt. Ein Gefühl, das sie mit vielen Frauen teilen dürfte, die bereits Catcalling erlebt haben. Catcalling, also verbale sexuelle Belästigung sowie sexualisierte Hand- und Körperbewegungen und Anstarren, geht meistens von Männern aus. Viele Catcalls dauern nur wenige Sekunden.

Nach ihrem Erlebnis hört sich Franzi im Freundinnenkreis um und merkt: Fast jede hat Ähnliches zu berichten. Um ihrer Wut Luft zu verschaffen, gründet sie noch vom Strand aus den Instagram-Account „catcallsof.bonn“. Dort sammelt Franzi Erlebnisse von Menschen, die Catcalls erlebt haben, und bringt sie mit Kreide auf die Straße – da, wo die Übergriffe passiert sind. Meistens sind es junge Frauen zwischen 25 und 35, die ihr schreiben, aber auch jüngere Frauen sind betroffen: Sexualisierte Blicke, verbale Attacken, zum Teil werden die Männer sogar körperlich übergriffig, greifen Frauen ungefragt an die Brüste, den Hintern oder in den Schritt. „Sehr oft sind Catcalls fast keine Catcalls mehr, sondern strafbare tätliche sexuelle Übergriffe oder Beleidigungen – das geht fließend ineinander über“, sagt Franzi. Anders als beispielsweise in Frankreich ist Catcalling in Deutschland nicht strafbar – doch eine Petition, die das seit dem Sommer 2020 fordert, liegt inzwischen dem Bundestag vor.

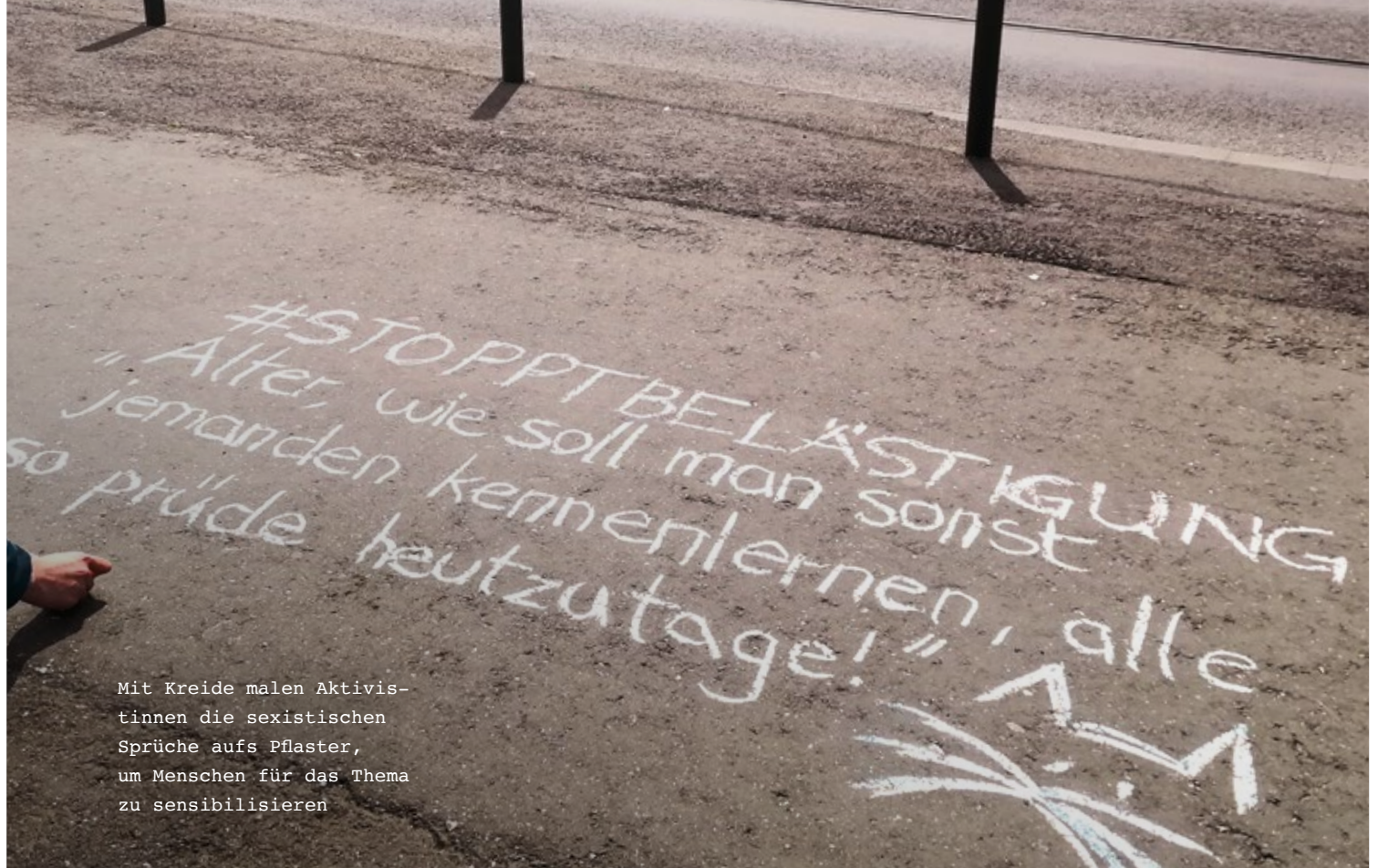
An diesem Samstagmittag ist Franzi in der Bonner Innenstadt unterwegs. Einen Plastikeimer Kreide in der einen, das Handy in der anderen Hand. An einem Supermarkt in der Einkaufspassage bleibt sie stehen. Kreiden gehe sie nur in Gesellschaft, so die 30-Jährige – aus Sicherheitsgründen. Heute ist ihre Freundin Judith mit dabei. Gemeinsam überlegen die beiden, wie sie den Spruch am besten positionieren. Nach einer Weile steht „Er nannte sie N*tte“ mit dem Hashtag „StopptBelästigung“ auf dem Boden. Schon während sie schreiben, drehen sich einige Menschen um, runzeln die Stirn, schütteln den Kopf, nur wenige bleiben stehen, um zu lesen. „Es kommt auch vor, dass Menschen uns beschimpfen“, erzählt Franzi. „Einmal hat ein Mann direkt auf den Spruch gespuckt.“ Je nach Tagesform suche sie dann den Dialog,

denn sie möchte nicht nur anprangern, sondern aufklären. Dazu postet sie anschließend ein Bild von dem Spruch samt Hintergrundgeschichte auf Instagram. Knapp 4.500 Menschen folgen ihrem Account, der einer von 87 aktiven in Deutschland ist, die Belästigungen öffentlich machen. Jeden Tag bekommt Franzi ein bis zwei Erlebnisse geschickt. „Du musst mal wieder geleckt werden“, „Wollt ihr blasen?“ oder „Dein Arsch gehört mir“ sind nur einige Beispiele.

Das Risiko, als Frau sexuelle Übergriffe zu erleben, ist in Deutschland hoch. Laut einer Studie des Bundesfamilienministeriums haben rund 63 Prozent der Frauen bereits selbst einen erlebt oder bei anderen mitbekommen. Die meisten Taten geschehen auf öffentlichen Plätzen, am Arbeitsplatz oder im Nahverkehr. Obwohl sich Frauen oft nachts, etwa an dunklen Orten, unsicher fühlen – Übergriffe passieren genauso mitten am Tag und selbst wenn man in Gruppen unterwegs ist. Es sind eben nicht immer Fremde, von denen die Übergriffe ausgehen, zum Teil sind es Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen. Betroffenen wird oft selbst die Schuld für die Übergriffe gegeben: Man hätte die „falschen“ Signale gesendet, sich „falsch“ angezogen. Solche Bemerkungen tragen dazu bei, ein übergriffiges Verhalten als normal erscheinen zu lassen.

Das Sicherheitsempfinden betroffener Frauen ist oft langfristig beeinträchtigt, sind sich Franzi und Judith sicher. Obwohl sie selbst keine Angst haben, wenn sie draußen unterwegs sind, treffen sie Vorsichtsmaßnahmen: rufen den Freund an, faken einen Anruf, teilen ihren Livestandort, schreiben eine Nachricht, wenn sie zu Hause sind. Denn sie wissen: Nicht immer bleibt es „nur“ bei einer verbalen Belästigung. Franzi glaubt: „Männer, die mir hinterherrufen: ‚Ey, dich ficke ich auch noch‘, sind eine potenzielle Gefahr.“ Doch es sind nicht nur die offensichtlich aufdringlichen Männer, die eine Gefahr darstellen.

Maria ist 18, als sie ihr Studium in Münster anfängt. Nach einer Clubnacht ist sie allein auf dem Weg nach Hause. Ein junger Mann spricht sie an. Er wirkt nett, nicht aufdringlich. Maria fühlt sich sicher. Sie laufen ein Stück gemeinsam. Vor der Haustür angekommen, bittet der Mann, die Toilette benutzen zu dürfen. Maria denkt sich nichts dabei. Sie steht in der Küche, schmiert sich ein Brot, als der Mann wieder aus dem Badezimmer kommt. Maria will sich verabschieden, bedankt sich fürs Nachhausebringen. Doch der Mann geht auf sie zu, sagt: „Ich geh jetzt nicht nach Hause.“ Er kommt Maria immer näher, bedrängt sie. Sie bekommt Panik, droht damit, nach ihrem Mitbewohner zu rufen. So schafft sie es,



Mit Kreide malen Aktivistinnen die sexistischen Sprüche aufs Pflaster, um Menschen für das Thema zu sensibilisieren

den Mann aus der Wohnung zu drängen. Ihr Sicherheitsgefühl habe sich durch dieses Erlebnis nachhaltig verändert, sagt die heute 26-Jährige. Es sei selbstverständlich geworden, dass sich in der Brust was zusammenziehe, wenn sie bestimmten Männern begegne, und dann ganz geduckt durch die Straßen zu laufen, um bloß keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Catcalling erlebt Maria regelmäßig: „Wenn ich alleine unterwegs bin und mich eine Gruppe Männer komisch von der Seite anlabet und dabei Knutschgeräusche macht, fühle ich mich schutzlos und ausgeliefert.“

Um den öffentlichen Raum für Frauen sicherer zu gestalten, gibt es verschiedene Ansätze: Da ist die Idee von gender planning, also einer Stadtplanung, die sich an Frauen orientiert, sie aktiv miteinbezieht und zum Beispiel auf Unterführungen verzichtet, beleuchtete Fußwege und Haltestellen im Blick hat. Doch es geht noch konkreter: Die Hilfsorganisation Plan International hat im vergangenen Jahr in vier deutschen Großstädten Frauen danach gefragt, wie sicher oder unsicher sie bestimmte Orte einstufen. Auf einer Onlinekarte konnten die Beteiligten Pins setzen und dort eine Bewertung hinterlassen, entsprechend sind die Orte grün (sicher) oder rot (unsicher) eingefärbt. So gibt es auf den Kölner Ringen, in der Nähe der Kölner Innenstadt, viele Pins mit dem Hinweis auf „sexuelle Belästigung“. Eine Frau schreibt: „Ich kann nicht zählen, wie oft ich schon übergriffige Männer (...) erlebt habe.“ Ist man in Köln unterwegs, sieht man an einigen Geschäften, Cafés, aber auch Bankfilialen einen großen Aufkleber: Eine Frauenfigur mit orangefarbenen Haaren, roten Lippen, grünen Augen ist darauf zu sehen, einen Speer in der Hand. Auf ihrem schwarzen Oberteil steht groß: „Edelgard schützt“. Dieser Aufkleber verweist auf 155 Orte in Köln als Schutzräume für Frauen, die von sexualisierter Ge-

walt betroffen oder bedroht sind. Vor Ort finden Betroffene bei geschulten Mitarbeitenden Unterstützung. Alle „Edelgard schützt“-Orte sind auf einer Onlinekarte einsehbar.

Zurück in Bonn. Franzi und Judith sind inzwischen am Hauptbahnhof angekommen, zwei Hunde bellen sie an. Als sie mit ihrer Kreide loslegen, werden sie leicht misstrauisch von Beamten des Ordnungsamtes beäugt. „Alter, wie soll man sonst jemanden kennenlernen“, steht nach ein paar Minuten auf dem Boden. So habe ein Mann im Zug auf die Abfuhr einer jungen Frau reagiert. Viele Frauen würden nicht über solche Erfahrungen sprechen, viel werde verdrängt, erzählen Judith und Franzi. „Wenn man danach fragt, sagen die meisten: Ich habe das noch nie erlebt. Wenn sie dann drüber nachdenken, fällt aber fast jeder mindestens ein Vorfall ein.“

An einer Unterführung kreiden Judith und Franzi für heute das letzte Mal: „Siehst geil aus in deiner Hose – dich f*cke ich auch noch!“ Diesmal bleiben einige stehen, lesen interessiert, manche schauen irritiert. Eine Frau, die mit ihrem Partner an dem Spruch vorbeigeht, erklärt ihm kurz, um was es geht. Franzi ist zufrieden. Es sei der größte Spruch, den sie je gekreidet habe. Bald geht es für sie nach Berlin. Den Account will sie weiterführen. Denn mit der Aufklärungsarbeit ist sie noch lange nicht am Ende. ↖

Frau sein

Der kleine Anti-Panik-Guide

LASS DICH NICHT TERRORISIEREN!

3

Etwa so unwahrscheinlich, wie vom Blitz tödlich getroffen zu werden, ist es, in Deutschland einem Terroranschlag zum Opfer zu fallen. Die Gefahr eines tödlichen Terroranschlags ist zwar eine reale Bedrohung, wird aber laut einer von der Versicherungswirtschaft geförderten Studie der TH Köln und der Uni Erlangen-Nürnberg allgemein um den Faktor 30 überschätzt.

Ziemlich verzerrt

Verschiedene Studien zeigen: Es gibt typische Wahrnehmungsverzerrungen, denen Menschen im Umgang mit Risiken unterliegen.



Neuland:

Neue Technologien wie Gen- oder Nanotechnologie, mit denen Menschen wenig vertraut sind, werden als riskanter bewertet als das Althergebrachte, etwa Kohlekraft.

Retroromantik:

Wir neigen dazu, die Vergangenheit zu verklären und im Vergleich dazu die Gegenwart zu negativ zu beurteilen – auch weil in den Medien die schlechten Nachrichten überwiegen. Deshalb glauben viele, das Risiko von Gewaltkriminalität in Deutschland sei in den letzten 10 Jahren gestiegen, obwohl es in Wahrheit gesunken ist.

Manches ist viel weniger gefährlich, als die Schlagzeilen glauben machen. Bei anderen Sachen ist es genau umgekehrt. Dieser kleine Ratgeber zeigt dir, wie man Statistiken liest und was das Risikoempfinden verzerrt. Am besten, du hast ihn immer dabei, wenn du ins Netz gehst

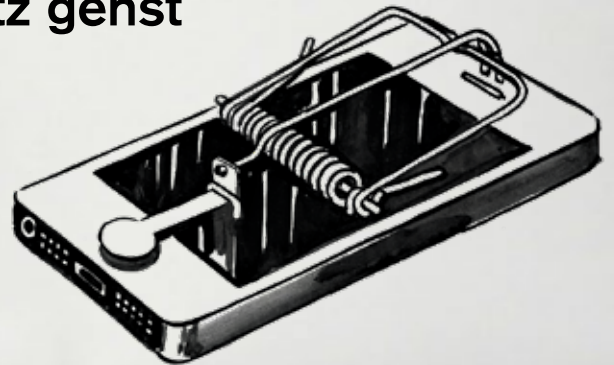


Illustration: Studio Pong

„It won't happen to me“-Phänomen:

4

Erkenntnisse der Neurowissenschaft zeigen, dass etwa 80 Prozent der Menschen quer durch alle Alters- und Bevölkerungsgruppen von einem optimistischen Irrglauben an die eigene Unverwundbarkeit betroffen sind.

Verfügbarkeitsheuristiken:

Schwieriges Wort, simpler Effekt. Menschen haben mehr Angst vor Gefahren, über die häufiger berichtet wird, weil sie dramatisch, medienwirksam und bildstark sind, z.B. Flugzeugabstürze. Alltagsgefahren, die größer sind, aber weniger unmittelbar, und nur abstrakten Statistiken zu entnehmen sind, werden übersehen – etwa Zuckererkrankungen durch falsche Ernährung. Das ändert sich radikal, sobald man einen solchen Fall im direkten Umfeld erlebt.

Eine Frage der Menge:

Je mehr Menschen gleichzeitig bei einem Unfall ums Leben kommen, desto negativer die anschließende Risikobewertung. Beispiel: 200 Todesopfer durch einen Flugzeugabsturz prägen sich negativer ein als die 200 einzelnen Todesopfer durch Autounfälle.



1 Unterscheide zwischen relativem und absolutem Risiko!

PILLEPALLE

1995 erging in Großbritannien die offizielle Warnung: Ein bestimmtes Empfängnisverhütungsmittel würde die Wahrscheinlichkeit für Blutgerinnsel verdoppeln. Im selben Jahr setzten Tausende Frauen die Pille ab. „Verdoppeln“ hieß aber nur: Die Zahl der Frauen mit Blutgerinnseln stieg von einer auf zwei – aus einer Gesamtmenge von 7.000 Personen. Weil das anscheinend viele nicht richtig verstanden, erhöhte sich die Zahl der Abtreibungen im Folgejahr erheblich – was noch ganz andere Risiken mit sich brachte.

Durch den Blick auf relative Risiken werden manchmal auch falsche Hoffnungen gemacht. Zum Beispiel wenn es heißt, dass ein bestimmtes Medikament unter 10.000 Patienten die Sterberate um 50 Prozent reduziert. Dass sich die Zahl von 200 auf 100 Patienten halbiert, kann das ebenso bedeuten wie von gerade mal zwei Patienten auf einen.

HAIEIEI!

„Hai-Angriffe: Doppelt so viele Tote wie 2010“ lautete eine Schlagzeile und bezog sich damit auf eine Studie der Universität Florida. In absoluten Zahlen klang das

FALSCHER

MEDIZINISCHER ALARM

Dass man auch medizinische Testergebnisse besser erst mal hinterfragt, zeigt diese wahre Geschichte: Eine 26-jährige Mutter, die bei einem Routine-HIV-Test positiv getestet wurde, hatte danach ungeschützten Sex mit einem anderen HIV-Positiven. Sie dachte wohl, nun sei es auch egal. Was sie nicht wusste: Die Wahrscheinlichkeit eines falsch positiven Tests liegt für Heterosexuelle ohne Risikoverhalten bei über 90 Prozent. Zum Glück hat sich die Frau nicht angesteckt, sie wurde anschließend negativ getestet.

URLAUB VON DER RATIONALITÄT

Bei der Risikoeinschätzung von Urlaubsländern ist Terror ein dominierender Faktor. Nachdem es in der Türkei und in Ägypten Anschläge auch auf touristische Ziele gegeben hatte, wurden die Länder als besonders riskant wahrgenommen. Sie wurden ungleich mehr gemieden als etwa Südafrika oder Brasilien, wo die Opferzahlen durch verschiedene Risiken insgesamt viel höher sind. Man fährt also besser, wenn man sich nicht nur von Tagesnews und Terrorängsten leiten lässt.



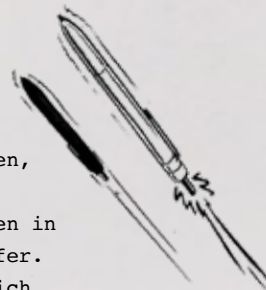
2 nicht mehr ganz so bedrohlich: Weltweit waren es 2010 insgesamt sechs Menschen, die einem Hai zum Opfer fielen, 2011 waren es dann zwölf. Zum Vergleich: An Schlangenbissen sterben jedes Jahr 80.000 – 140.000 Menschen.

POTZBLITZ!

Als noch viele Menschen auf dem Feld arbeiteten, passierte es öfter, dass jemand durch einen Blitzschlag starb. Heute sind es in Deutschland nur noch etwa vier Menschen pro Jahr – 4 von 83 Millionen. Die Wahrscheinlichkeit, vom Blitz tödlich getroffen zu werden, liegt also bei 1:20.000.000.

KEINE KLEINIGKEIT

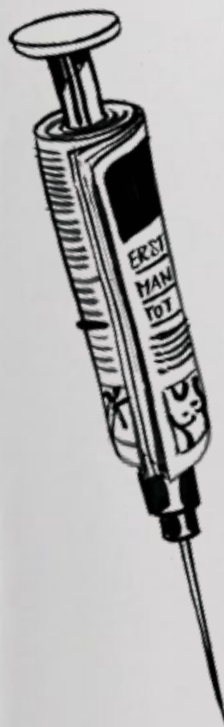
Deutlich mehr riskierst du dein Leben durch exzessives Herumnuckeln an irgendwelchen kleinen Gegenständen, wie zum Beispiel Kugelschreibern. Das fordert in manchen Jahren in Deutschland mehrere Hundert Todesopfer. Unbedacht holen die Menschen plötzlich Luft und saugen das kleine Ding so tief ein, dass es ihnen die Atemwege verschließt – und sie ersticken.



5

AUA HAUS

Dreimal so viele Menschen sterben durch Unfälle im Haushalt wie im Straßenverkehr. 12.436 waren es 2019. Das ergibt eine Auswertung der Todesursachenstatistik des Statistischen Bundesamts. Besonders gefährdet sind alte Menschen, die durch Stürze ums Leben kommen. In Befragungen sieht dennoch eine Mehrheit regelmäßig den Straßenverkehr als lebensbedrohlicher an.



„DER ERSTE MANN MIT BIONTECH-IMPFGUNG IST TOT“

titelte eine Zeitung Ende Mai. Angesichts der Diskussionen um Gefahren beim Impfen wirkte das, als hätte es da einen Zusammenhang gegeben. In Wirklichkeit war der 81-Jährige an einem Schlaganfall gestorben – einen Zusammenhang zur Coronapandemie gab es offensichtlich nicht. Solche Schlagzeilen sind gefährlich, weil sie oft hängen bleiben und viele Menschen den weiteren Text nicht lesen.



Wer rechnet

Sogenannte Rückversicherer schon. Ob Erdbeben, Tsunamis, Bürgerkriege – für sie ist die ganze Welt ein Gefahrengebiet, und diese Gefahren sind ein ziemlich gutes Geschäft. Besuch in einer Branche, die vom Abschätzen des Risikos lebt

Von Michael Brake



denn mit
so was?

Einen Tropensturm hat Thomas Fischer schon einmal selbst miterlebt. 2008 war das und Fischer in Tacloban auf den Philippinen, als Taifun Frank über den Inselstaat fegte. „Das war schon heftig. Da zieht dann einfach so ein Schnellzug an einem vorbei, und das für Stunden. So was erlebt man in Deutschland nicht“, erinnert er sich.

Heute schickt Fischer selbst Stürme über Europa und Asien, aber rein virtuelle. Der 43-jährige Geograf arbeitet als „NatCat-Modeller“ – als Modellierer von Naturkatastrophen – für das Rückversicherungsunternehmen R+V Re. Heißt: Er will herausfinden, wie hoch der finanzielle Schaden ist, den die Stürme anrichten können.

Fischer arbeitet in einer speziellen Branche, die sich die Berechnung des Risikos zum Geschäft gemacht hat. Und die ein wenig um die Ecke gedacht funktioniert, denn seine Kunden sind keine Einzelpersonen, die ihre Einfamilienhäuser gegen Orkane wappnen wollen, sondern andere Versicherungsunternehmen.

Die Grundidee einer Versicherung ist einfach: Es gibt im Leben einige Gefahren und Risiken, die zwar ziemlich selten sind – aber wenn sie eintreffen, dann wird es für den Betroffenen richtig teuer. Ein Hausbrand, ein Autounfall oder eine schwere Krankheit können den finanziellen Ruin bedeuten. Daher sichern sich viele Menschen lieber ab: Sie zahlen einen jährlichen Beitrag an eine Versicherung, zum Beispiel an ihre Haftpflicht- oder Hausratversicherung. Von dem eingezahlten Geld profitieren dann am Ende die wenigen Unglücklichen, bei denen das Haus wirklich gebrannt hat. Das Risiko wird also verteilt.

Versicherungen sehen zu, dass sie immer ausreichend gefüllte Kassen für den Ernstfall haben – und noch Gewinne machen. Die Versicherungswirtschaft ist eine finanzstarke Branche, doch auch für sie gibt es Ereignisse, die ihre Reserven überschreiten. Wo durch eine Naturkatastrophe oder auch menschengemachte Ereignisse wie Terroranschläge oder Brände sehr großer Schaden auf einmal entsteht,

kommen Rückversicherungen ins Spiel. Sie versichern die Versicherungen, sind also gewissermaßen die Großhändler des Risikos, und lassen sich das ebenfalls gut bezahlen: Der internationale Branchenführer Munich Re machte 2020 mit dem Geschäftsfeld Rückversicherung einen Bruttoumsatz von 37,3 Milliarden Euro.

Dabei ist der Arbeitsalltag der Rückversicherer eine Mischung aus höherer Mathematik mit Schwerpunkt Wahrscheinlichkeitsrechnung, Ingenieurwissen, Geografie und Klimaforschung.

Markus Brück arbeitet seit 30 Jahren für die Deutsche Rück. Er handelt spezielle Verträge für riesige Gebäude oder Anlagen mit einem außergewöhnlichen Gefahrenpotenzial aus. „Große Einzelschäden sind in Deutschland meistens Brände oder Explosionen in Großobjekten“, sagt Brück. „So etwas passiert durchschnittlich drei- bis fünfmal im Jahr.“ 2021 war das bisher ein Feuer in einer Galvanikanlage mit wahrscheinlich mehr als 250 Millionen Euro Schaden.

Wenn Brück von seiner Arbeit erzählt, fallen schon mal Sätze wie: „Jetzt habe ich als Beispiel ein relativ kleines Risiko von 40 Millionen Euro genommen.“ Denn es gibt eben auch Fälle wie nationale Eisenbahngesellschaften: „Die haben Anlagen und Gebäude im Zig-Milliarden-Bereich, die wird man nie zum vollen Wert versichern können. Aber dass alle diese Werte auf einen Schlag untergehen, ist ja auch sehr unwahrscheinlich.“ Die Risikomanager der Kunden und die beratenden Versicherer machen sich deswegen gemeinsam Gedanken: Wie viel kann bei einem Schadenereignis, beispielsweise einem Großfeuer, wirklich auf einen Schlag zerstört werden?

In seltenen Fällen fährt Brück auch selbst zu einer Industrieanlage, einem Flughafen oder einem Krankenhaus und lässt sich das Objekt zeigen. „Bei besonders komplexen Risiken muss man Ingenieure befragen, die dann Szenarien erstellen, ein Explosionsszenario in einem Kraftwerk beispielsweise“, sagt er.

Sind alle Daten auf dem Tisch, ergibt sich am Ende ein „wahrscheinlicher Höchstschaten“, und der Rückversicherer muss entscheiden, wie viel er davon übernimmt. „Läge der Höchstschaten zum Beispiel bei zwei Milliarden Euro, wären es schon eine ganze Reihe von Versicherern und Rückversicherern, die sich das Risiko teilen“, sagt Brück. Denn auch die Rückversicherer kommen irgendwo an ihre Grenzen – und sichern sich wiederum bei anderen Rückversicherern ab. In der Summe ergibt sich so ein komplexes Netz der Risikoverteilung und -abfederung.

Aber es geht nicht immer nur um einzelne große, teure Fälle wie ein Kraftwerk oder einen Flughafen. Oft ist es auch eine Ansammlung von einzelnen kleinen Objekten, die alle bei einem Unternehmen versichert sind und eine räumliche Nähe haben – und sich so zu einem großen Schadensfall aufaddieren können. „Kumul“ nennt sich so was im Versicherungsdeutsch.

Weltweit sind es vor allem große tropische Wirbelstürme, verheerende Erdbeben oder Waldbrände wie zuletzt in Australien, die derartige Kumul-Ereignisse auslösen. In Deutschland, das katastrophentechnisch bislang weitgehend verschont geblieben ist, sind es eher Hochwasser an Rhein oder Elbe und vor allem (Hagel-)Stürme: Kyrill 2007, Andreas 2013, Ela



In Australien wüteten 2019 und 2020 verheerende Waldbrände, die viele Häuser zerstörten und unzählige Tiere töteten



Tsunamis (vorherige
Doppelseite), Stürme (oben)
oder Erdbeben (rechts)
verursachen immense Schäden

2014, Sabine 2020 – wer in der Rückversicherungsbranche arbeitet, ist mit ihnen allen auf Du und Du.

Einer der größten Schäden in der Geschichte der deutschen Versicherungswirtschaft wurde allerdings nicht durch Wind oder Wasser verursacht, sondern durch Hagel. Am 12. Juli 1984 zog eine Unwetterfront über den Großraum München, danach waren Ernten vernichtet, Gebäude beschädigt, 200.000 Autos verbeult und den Versicherungsunternehmen wortwörtlich die Bilanzen verhagelt.

Im Programm von Thomas Fischer steckt ein Katalog von Zigtausenden Sturmverläufen, auch historischen. So ist im Modell unter anderem der verheerende Orkan Kyrill nachgebaut. „Und dann gibt es den gleichen Sturm noch mal, aber 100 Kilometer weiter nach Norden verschoben. Oder mit einer anderen Windgeschwindigkeit, 0,5 Meter weniger pro Sekunde“, sagt Fischer. All diese Konstellationen sind theoretisch denkbar, wenn auch unterschiedlich wahrscheinlich – beispielsweise ziehen die Stürme in Mitteleuropa deutlich häufiger von Westen nach Osten als umgekehrt, Gebirge und Meere beeinflussen ihren Verlauf.

Nun ist das eine, zu wissen, wie wahrscheinlich welcher Sturm ist. Das andere ist, welchen Schaden er anrichtet, und zwar nicht nur insgesamt, sondern auch an den einzelnen Gebäuden, Gegenständen und Fahrzeugen, die bei den Kunden versichert sind. Um das herauszufinden, überträgt Fischer die Informationen zu den Objekten ins Modell, so detailliert wie möglich. „Im besten Fall haben wir die exakten Koordinaten eines versicherten Hauses. Manchmal weiß man aber auch nur, dass in einem Postleitzahlenbereich an die 2.000 versicherte Objekte liegen“, sagt er. Weil die Software immer besser wird, steigen auch Fischers Möglichkeiten: „Das ist kein Vergleich zu dem, womit ich vor rund sieben Jahren angefangen habe. Inzwischen kann man mitunter sogar angeben, ob ein Haus ein Flachdach hat – was die Schadenswahrscheinlichkeit verringert.“

Schließlich kombiniert Fischer die Objekte mit den vielen möglichen Ereignissen aus dem Sturmkatalog und schaut sich an, wie viel Schaden jeweils entstehen könnte. Den daraus



ermittelten Durchschnittswert für eine Region nutzt er dann, um den Jahresbeitrag für die Rückversicherung festzulegen.

Beim Modellieren muss Fischer auch den Klimawandel im Auge behalten. Die Erderwärmung ist ein großes Thema für die Rückversicherungsbranche, denn mit ihr steigt die Chance auf extreme Wetterereignisse. Eine erhöhte Meerestemperatur beeinflusst die Aktivität von Wirbelstürmen. In Deutschland nimmt wiederum Starkregen zu, der zu Schäden an Häusern selbst in höheren Lagen führen kann.

Neben dem Klimawandel sind auch Cyberrisiken ein Zukunftsthema der Branche. „Ein Sturm passiert maximal auf einem Kontinent, Cyberkriminalität und -terrorismus könnten das erste weltweite Kumul-Ereignis sein“, sagt Markus Brück. Bei seiner Rückversicherung wurde deswegen bereits ein Cybermodell entwickelt. „Vernetzung allgemein ist sicherlich die Herausforderung der Zeit. Neben Serverausfällen und Hackerangriffen betrifft das auch globale Lieferketten.“ Sind die lahmgelegt, etwa weil eine Pandemie oder ein im Suezkanal feststeckendes Schiff den Verkehr zum Erliegen bringt, drohen hohe Ausfälle.

Oder es passiert etwas, das selbst für Experten des Risikos unerwartet kommt. Für Brück war das der Terroranschlag vom 11. September 2001. „Dass das möglich ist, daran hat man im Entferntesten schon mal gedacht“, sagt er. „Aber dass es wirklich eintritt, hat nicht nur die Welt, sondern auch die Rückversicherungswelt und unsere Sichtweisen auf Risiken deutlich verändert.“ Seitdem gibt es Spezialunternehmen für solche Fälle – aber auch öfter mal das Eingeständnis, dass man diesen Schaden einfach nicht abdecken kann.



Da kommt was

Von Nikita Vaillant
Illustration: Studio Pong

Eines kann man mit ziemlicher Sicherheit prognostizieren: Bis 2050 wird es in Deutschland im Sommer um 1,5 bis 2,5 Grad wärmer sein als noch 1990, im Winter 1,5 bis 3 Grad Celsius. Gleichzeitig wird die Niederschlagsmenge im Sommer bis zu 40 Prozent abnehmen und während des Winterhalbjahres bis zu 30 Prozent zunehmen. Das bedeutet: heißere, trockenere Sommermonate und mildere Herbste und Winter, in denen es oft regnet und wenig schneit. Auch Dürren, Starkregen oder Stürme werden häufiger auftreten.

Für viele Tiere, insbesondere Schmetterlinge, Weichtiere und Käfer, bedeutet der Klimawandel ein enormes Risiko, weil sie empfindlich auf Veränderungen reagieren. Andere profitieren vom zu erwartenden Temperaturanstieg, was wiederum für uns Menschen ein Risiko sein kann: Zecken, die das FSME-Virus übertragen, könnten sich fortan auch in Norddeutschland ausbreiten. Wieder andere Arten, darunter auch ziemlich fiese, können neu dazukommen: Zum Ende des Jahrhunderts ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass sich Sandmücken aus dem Mittelmeerraum insbesondere in Westdeutschland breitmachen. Sie können Menschen mit Leishmaniose infizieren, einer Erkrankung, die Hautgeschwüre und Organschäden verursacht. Auch die Asiatische Tigermücke könnte sich weiter ausbreiten und die Erreger der Denguekrankheit, das

West-Nil-Virus und das Gelbfiebervirus nach Deutschland bringen. Noch direkter wirkt sich der Klimawandel durch die zu erwartenden Hitzewellen auf unsere Gesundheit aus. Bei der Hitzewelle von 2003 starben europaweit bis zu 70.000 Menschen zusätzlich. Vorerkrankte, Alte und Kinder leiden besonders darunter, gerade, wenn sie in der Stadt leben. Hier kann es nämlich um die 10 Grad heißer werden, was sich zusammen mit schlechter Luftqualität bei Herz-Kreislauf- und Lungenerkrankten fatal auswirken kann. So starben während einer Hitzewelle 1994 in einigen Bezirken Berlins bis zu 70 Prozent mehr Menschen als sonst im Zeitraum üblich.

Abgesehen von Winzern hierzulande, die von höheren Temperaturen profitieren, weil sie Reifegrad und Qualität ihrer Weine zugutekommen, werden Landwirte voraussichtlich ebenfalls mit Widrigkeiten zu kämpfen haben. Extremwetterlagen wie Spätfrost, Dürre und Hagel können die Ernte zerstören. So führte die Dürre 2018 im Getreideanbau zu enormen Ernteeinbußen, die deutschlandweit einem Schaden von 770 Millionen Euro entsprachen.

Woanders toben schon Stürme und Waldbrände, aber auch bei uns bringt der Klimawandel eine Menge Gefahren. Wir haben mal gesammelt, was so droht

Anderswo, insbesondere in Ländern des globalen Südens, birgt der Klimawandel noch weit aus verheerendere Konsequenzen, die schon heute spürbar sind. Auch das wird einen Effekt auf Deutschland haben, nicht zuletzt durch die vielen Menschen, die ihre Heimat aus Not verlassen: Es gibt Prognosen, nach denen bis 2050 über 140 Millionen Menschen wegen des Klimas auf der Flucht sein sollen.

Als wäre das nicht schon genug, werden Stadtmenschen stärker von Hochwasser betroffen sein, denn bei Starkniederschlag kann das Regenwasser durch asphaltierte Straßen und Bürgersteige nur schlecht versickern. Auch an der Küste kann es vermehrt zu Hochwasser kommen. Laut Umweltbundesamt könnten hohe Sturmflutwasserstände in Zukunft häufiger auftreten.



Du willst mehr zu den Folgen des Klimawandels wissen? Dann bestell doch das Klimawandel-Heft

**Wer kein Geld hat,
lebt gefährlicher: weniger Platz,
ungesünderes Essen, unsichere
Jobs. Auf den nächsten Seiten
beschäftigen wir uns mit Armut
und ihren Risiken**



Wie ich



Von Christian Baron

Unser Autor wuchs in einer armen Familie auf – wie heute jedes fünfte Kind in Deutschland. Das Risiko, dass er auch als Erwachsener arm bleibt, war relativ groß. Und dennoch hat er es geschafft, sich aus der Armut zu befreien

So richtig kapiert hatte ich damals nicht, was auf diesem Zettel stand. Da mir nun aber die Erwachsenen den Kopf tätschelten, schien halbwegs sensationell zu sein, was auf dem Jahreszeugnis der Klasse 1a meiner Grundschule in Kaiserslautern zu lesen war: „Christian mußte infolge Krankheit beinahe drei Monate dem Unterricht fernbleiben. Umso erstaunlicher ist es, wie schnell er das Versäumte nachgeholt hat. Mit viel Fleiß und Ausdauer hat er den Anschluß an die Klasse erreicht.“ Nach einem Eingriff an den Mandeln war es bei mir zu Nachblutungen und acht Notoperationen gekommen. Zwölf Wochen Todesangst. Und doch legte die Zeit auf der Kinderstation des Westpfalz-Klinikums die Grundlage dafür, dass ich jetzt überhaupt diesen Text schreiben kann.

Denn mit dem Zeugnislob kam eine Gewissheit: Solange ich gut in der Schule sein würde, käme die Anerkennung von ganz allein. Da ich zuvor nie einen Kindergarten von innen gesehen und große Probleme in der Schule hatte, war das eine wichtige Lektion. Meine Lehrerin ließ mich nach dem ersten Schuljahr nicht sitzen – wahrscheinlich war dieses Szenario nicht, zumal ich in schwierigen Verhältnissen aufwuchs. Mein Vater war ungelernter Hilfsarbeiter, erhielt trotz Vollzeitmalocher zu wenig Geld und war zudem alkoholabhängig und gewalttätig. Meine Mutter war ebenfalls ungelernt. So blieb ihr nichts weiter, als den Mann in



Schach zu halten und hauptberuflich die Kinder zu erziehen.

Über die Versetzung freute ich mich vor allem, weil fortan mein um ein Jahr älterer Bruder mit mir in dieselbe Klasse ging, er war sitzen geblieben. Heute stehe ich mit Hochschuldiplom da, er aber hat keine Berufsausbildung abgeschlossen. Wäre alles normal gelaufen, wäre ich noch immer arm – an Einkommen sowieso, aber auch an bürgerlicher Bildung. Warum kam es anders? Unsere Familienerzählung besagt, dass mein Bruder zu wenig Ehrgeiz und Fleiß aufgebracht habe, ich aber zielstrebig und hartnäckig gewesen sei. Aber stimmt das?

Die Wahrscheinlichkeit, dass Kinder aus Akademikerhaushalten das Gymnasium besuchen, ist fast doppelt so hoch wie bei Nichtakademikerkindern. Von 100 Akademikerkindern nehmen 77 ein Universitätsstudium auf. Von 100 Nichtakademikerkindern tun das nur 23. Wer meint, der Zugang zu Abitur und Uni ließe sich vor allem mit individuellem Ehrgeiz und Fleiß erklären, der behauptet angesichts solcher Zahlen etwas Ungeheuerliches – dass nämlich Menschen aus Nichtakademikerhaushalten entweder von Natur aus weniger ehrgeizig

und fleißig als Menschen mit Akademikerhintergrund sind oder eben Opfer einer „falschen“ Erziehung. In Wahrheit ist es, wie immer, komplizierter.

Dafür bin ich das beste Beispiel. Heute liest sich mein Lebenslauf, als wäre alles auf eine steile Bildungskarriere hinausgelaufen. Wer die biografischen Brüche erkennen will, muss schon genau hinsehen. Als ich vor Jahren zu einem Vorstellungsgespräch für ein Volontariat bei einer Tageszeitung eingeladen war, hatte ich es mit jemandem zu tun, der genau hinsah. Wieso ich die Regelstudienzeit überschritten hätte, obwohl nicht mal ein Auslandsaufenthalt verzeichnet sei? Weshalb ich so wenige Praktika absolviert hätte, und dann nicht mal was Überregionales? Warum ich

nicht den Studienort gewechselt hätte? Tja. Dank finanzstarker und „bildungsnaher“ Eltern konnte die Konkurrenz unbezahlte Praktika in Hamburg annehmen, in England studieren und für mickrige Honorare ihr Portfolio mit Artikeln füllen. Für mich wurde es mit dem Traumberuf zunächst nichts. Es hagelte Absagen.

Je mehr Zeit ins Land ging, umso klarer wurde mir, dass die Idee, man könne sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen, aus gutem Grund eine Geschichte des Lügenbarons Münchhausen ist. Es braucht Hilfe.

In meinem Fall gab es sie in der Familie. Meine Mutter las gern meine guten Aufsätze. Um mich zum Lesen zu animieren, erfand sie Tricks. Als ich sie im Alter von acht Jahren fragte, was sie sich zu ihrem Geburtstag von mir wünsche, bat sie mich, ihr Lieblingskinderbuch zu lesen und an ihrem Jubeltag darüber zu sprechen. Meinen Bruder überließ sie dem Fernseher. Kurz darauf saßen wir mit unserem Großvater im Biergarten. Beim Weizenbier sprach er von seiner Erwartung, dass aus uns mal „was Richtiges“ werde. Zu meinem Bruder sagte er: „Du gehst später mal auf den Bau“, zu mir sagte er: „Du gehst mal aufs Büro.“ Lehrerinnen nannten mich „Musterschüler“, an meinem Bruder priesen sie auf Nachfrage allenfalls sein „gutes Benehmen“.

Seine Noten blieben mittelmäßig, meine wurden besser. Nach der vierten Klasse erhielt ich eine Gymnasialempfehlung, er nicht. Zwischenzeitlich war meine Mutter an Krebs gestorben, darum schwang nun meine Tante das Zepter. Sie wollte mich auf einem Gymnasium unterbringen, es nahm mich jedoch keines auf. Also besuchten mein Bruder und ich dieselbe Klasse einer Gesamtschule. Ich wurde zum „Streber“, mein Bruder zu einem bei Mitschülern beliebten Regelbrecher. Immer wieder versprachen mir Lehrer, die „Streber“ von heute seien die Glücklichen von morgen. Und die institutionellen und familiären Helferlein werkten für mich weiter. Meine ersten Zeitungsartikel etwa schrieb ich nicht, weil ich mich beworben hatte. Nein, meine Tante erfuhr von meinem geheimen Wunsch, rief bei der Lokalredaktion an und bequatschte den Sportredakteur so lange, bis er mir einen Auftrag erteilte.

Am Ende wurde ich doch noch hauptberuflicher Journalist. Nach all den Absagen hatte ich drei Jahre lang in der Wissenschaft gearbeitet, gewartet, gehofft, vor allem aber: Kontakte geknüpft. Ein Studium bietet heute eben auch keine Gewähr mehr für ein Leben ohne Armut. Dennoch glaube ich, dass Bildung der sicherste Weg ist, ihr zu entkommen. Sie öffnet einem oft die Tür – wenn auch manchmal erst im zweiten Anlauf. 

Kein Kinderspiel:
Der Vater unseres Autors
war alkoholabhängig
und gewalttätig. Oft
musste seine Mutter ihn
vor dem Vater beschützen

entkam

Alle

Wer fällt, egal ob vom Fahrrad oder aus dem Job, soll möglichst weich landen. Wer alt ist, soll sich zur Ruhe setzen dürfen und trotzdem nicht arm sein. Dafür gibt es die deutsche Sozialversicherung. Aber wie funktioniert dieses System eigentlich?

für
einen

Laut Artikel 20 des Grundgesetzes ist Deutschland verpflichtet, Menschen gegen Risiken und Notlagen abzusichern. Dafür gibt es die deutsche Sozialversicherung. Sie umfasst fünf Bereiche: Kranken-, Pflege-, Unfall-, Renten- und Arbeitslosenversicherung. Dieses System gab es nicht schon immer, sondern es ist mit der Zeit entstanden – und wird bis heute weiterentwickelt.

Knappschaft, Bismarck, Weimarer Republik: die Geschichte der Sozialversicherung

Im Mittelalter gab es noch keinen deutschen Nationalstaat, aber eine erste Form der Sozialversicherung: 1260 wurde die erste Knappschaft für Bergleute gegründet, die sich um kranke Arbeiter kümmerte und Familien half, wenn der Vater im Bergwerk ums Leben gekommen war. 1883 führte der Reichskanzler Otto von Bismarck die gesetzliche Krankenversicherung und später eine Unfallversicherung sowie eine Alters- und Invalidenrente ein. Deutschland war das erste Land der Welt mit einem solchen System. In der Weimarer Republik entstand 1927 die staatliche Arbeitslosenversicherung. Der jüngste Zweig der deutschen Sozialversicherung ist die Pflegeversicherung. Sie trat am 1. Januar 1995 in Kraft.

Hoch die Solidarität: das Prinzip der Sozialversicherung

Das Grundprinzip der Sozialversicherung ist Solidarität. Wer einzahlt, kann etwa im Fall eines Unfalls, einer Krankheit oder eines Jobverlusts finanzielle Leistungen in Anspruch nehmen und versorgt die anderen Beitragszahler mit. Für Festangestellte ist die Sozialversicherung in Deutschland verpflichtend. Das gilt auch für Studierende, die mehr als 20 Stunden in der Woche arbeiten, und Rentner und Rentnerinnen. Ausnahmen gelten unter anderem für Beamte und geringfügig Beschäftigte. Die Beiträge zur Sozialversicherung richten sich nach dem Einkommen.

Für jeden Versicherungszweig ist ein Teil des monatlichen Bruttogehalts reserviert, derzeit 18,6 Prozent für die Renten- und 14,6 Prozent für die Krankenversicherung. Die eine Hälfte des Beitrags wird vom Arbeitgeber abgeführt, die



Fluter Nr. 79, Thema: Risiko

andere vom Arbeitnehmer – die Abgaben werden automatisch vom monatlichen Gehalt einbehalten. Aber auch arbeitslose Menschen sind sozialversichert. Ihre Beiträge zahlt die Agentur für Arbeit. Die Sozialversicherung funktioniert weitgehend als „Umlagesystem“: Die eingezahlten Beiträge werden direkt wieder als Leistungen an andere ausgezahlt, sodass außer einer Reserve nichts angespart wird.

Ein Beinbruch ist kein Beinbruch: die Krankenversicherung

Sie übernimmt die Versorgung bei Krankheiten, etwa die Behandlung bei einer Ärztin und Medikamente, und zahlt Aufenthalte in einer Rehaklinik oder in einem Krankenhaus, springt aber auch dann ein, wenn eine Frau ein Kind bekommt oder in den Mutterschutz geht. Wer wegen einer Krankheit länger nicht arbeiten kann, bekommt Krankengeld. Jeder kann selbst wählen, bei welcher der 103 gesetzlichen oder 37 privaten deutschen Krankenkassen er oder sie sich versichert. Der

monatliche Beitrag bei gesetzlichen Kassen beträgt 14,6 Prozent des Bruttoeinkommens. Bei einer Privatversicherung richten sich die Beiträge nach dem persönlichen Gesundheitsrisiko und dem Alter. Privat versichert sind viele Selbstständige, Menschen mit höherem Einkommen und Beamte.

Bis zum nächsten Job: die Arbeitslosenversicherung

Sie sichert den Lebensunterhalt, sofern man ihn nicht auf andere Weise bestreiten kann, bis man einen neuen Job findet. Um „Arbeitslosengeld I“ (ALG I) zu bekommen, muss man in den 30 Monaten vor der Arbeitslosigkeit mindestens zwölf Monate versicherungspflichtig gearbeitet haben. Die Leistungen richten sich danach, wie viel man verdient und wie lange man eingezahlt hat. Auch das Alter spielt eine Rolle. Der monatliche Beitrag liegt bei 2,4 Prozent des Bruttolohns. Die Bundesagentur für Arbeit nutzt die Beiträge auch, um Berufsberatungen, Ausbildungsvermittlungen oder das Kurzarbeitergeld zu finanzieren, das vielen Menschen in der Coronakrise geholfen hat.



In den USA sind im Gegensatz zu Deutschland viele Menschen nicht krankenversichert. Unser Bild zeigt eine Sporthalle in Los Angeles, in der an wenigen Tagen Tausende kostenlos eine Zahnbehandlung bekommen

Hartz IV, an das die meisten beim Thema Arbeitslosigkeit denken, ist kein Teil der Arbeitslosenversicherung, sondern wird aus Steuergeldern finanziert. „Arbeitslosengeld II“ – so der offizielle Name von Hartz IV – greift erst, wenn der Anspruch auf Arbeitslosengeld I ausläuft. Nach maximal 24 Monaten erlischt dieser Anspruch, danach kann man Hartz IV beantragen. Dafür müssen Hilfsbedürftige jedoch mindestens drei Stunden täglich arbeiten können, sich in einer finanziellen Notlage befinden sowie akut in ihrer Existenz gefährdet sein.

Für später: die Rentenversicherung

Rente erhält, wer die „Regelaltersgrenze“ erreicht hat, die noch bis zum Jahr 2029 schrittweise von 65 auf 67 Jahre angehoben wird, oder wer wegen einer Krankheit oder Behinderung nicht mehr mindestens drei Stunden täglich arbeiten kann. Wenn ein rentenversichertes Familienmitglied stirbt, wird eine Rente für Witwer, Witwen und Waisen ausgezahlt.

Für die Rente gilt der „Generationenvertrag“: Wer arbeitet, zahlt Beiträge, von denen die Rente der aktuell Berechtigten bezahlt wird, und erwirbt so den eigenen zukünftigen Anspruch, der dann von der nachkommenden Generation finanziert wird. Der monatliche Beitrag beträgt 18,7 Prozent des Bruttolohns.

Wie hoch die eigene Rente ist, berechnet sich nach dem „Äquivalenzprinzip“: Die Leistungen sind – wie auch beim ALG I – von Dauer und Höhe der eingezahlten Beiträge abhängig. Das unterscheidet sie von der Krankenversicherung, bei der sich die Leistungen nach dem Bedarf der Versicherten richten, egal wie viel sie eingezahlt haben.

Doch nicht immer solidarisch? Kritik an der deutschen Sozialversicherung

Kritik an diesem System ist vermutlich so alt wie der Sozialstaat selbst. Eine lautet zum Beispiel, dass die Beitragsbemessungsgrenzen – also das Gehalt, ab dem man keine höheren Beiträge mehr zahlen muss – ungerecht seien, weil Menschen, die besonders gut verdienen, dadurch anteilmäßig weniger einzahlen. Bemängelt wird außerdem, dass die Berechnung sich am Bruttolohn orientiert, während andere Einkunftsarten, zum Beispiel Einnahmen aus Mieten, nicht berücksichtigt werden. Auch dass die Beitragssätze für alle gleich sind, egal wie viel man verdient, finden viele unfair. Zahlen des Bundesarbeitsministeriums belegen, dass die Last der Sozialversicherung ungleich verteilt ist: Menschen mit einem Jahreseinkommen bis 70.000 Euro tragen 81 Prozent der Sozialabgaben, Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mit mehr als 110.000 Euro nur fünf Prozent.

Aysel Yollu-Tok, VWL-Professorin an der Berliner Hochschule für Wirtschaft und Recht, hält die deutsche Sozial-

versicherung im Grunde für gerecht. Dennoch hat auch sie Kritikpunkte. Der größte ist, dass der Arbeitsmarkt, über den die Sozialversicherung ja finanziert wird, sich in den vergangenen 15 bis 20 Jahren stark verändert hat. Er sei „ausgehöhlt“ worden, so Yollu-Tok: „Der Niedriglohnsektor, nicht sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse wie Minijobs oder Soloselbstständigkeit und befristete Verträge haben sich etabliert. Das führt dazu, dass Arbeitende nicht genug einzahlen, um ausreichende Leistungsansprüche zu haben.“

Besonders deutlich wird das im Falle der Rente. Weil immer weniger junge Menschen die Renten einer wachsenden Zahl Älterer tragen müssen, geht der Generationenvertrag nicht mehr auf.

Auch mit der Arbeitslosenversicherung sind viele nicht zufrieden: Die Leistungen könnten oft nicht lang genug bezogen werden, um wieder auf dem Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, und die Sanktionen seien zu hart, etwa Leistungskürzungen, wenn man ein Jobangebot der Arbeitsagentur ablehnt. Außerdem würden zu viele Menschen sehr schnell in Hartz IV abrutschen, weil sie durch befristete Verträge die Voraussetzungen für das ALG I nicht erfüllen.

Als Lösung für diese Probleme setzt der deutsche Staat bisher vor allem auf eines: Sparen. Und zwar „radikal“, sagt Yollu-Tok, „die Leistungen sind runtergeschraubt worden“. Das kann man zum Beispiel am sinkenden Rentenniveau sehen. Dieses wird jährlich berechnet und drückt in Prozent aus, wie sich die sogenannte Standardrente zum aktuellen Durchschnittseinkommen entwickelt. Im Jahr 2000 betrug sie 52,9 Prozent des durchschnittlichen Einkommens, 2018 waren es nur noch 48,1 Prozent.

2019 sind 16,8 Prozent der Senioren von Altersarmut bedroht, vor allem Frauen. Weil auch die Krankenkassen sparen müssen, wurde außerdem das Gesundheitssystem ökonomisiert und mehr auf Profit ausgerichtet. „Die Daseinsvorsorge wurde runtergeschraubt, und als Leistung gibt es nur noch das Nötigste“, sagt Yollu-Tok. „Die Coronapandemie hat die Schwachstellen dieses Systems noch einmal besonders deutlich gemacht.“

Und jetzt? Ideen für eine gerechtere Sozialversicherung

Um die Situation zu verbessern, gibt es verschiedene Vorschläge. Am 1. Januar 2021 wurde in Deutschland die Grundrente eingeführt, und Menschen, die wenig verdient haben, bekommen im Alter automatisch einen Zuschlag. Dafür müssen sie aber immer noch gewisse Voraussetzungen erfüllen: mindestens 33 Jahre versicherungspflichtig gearbeitet, dabei aber wenig verdient, Kinder erzogen oder Angehörige gepflegt haben. Ein Vorschlag für die Krankenversicherung ist, das duale System aus gesetzlich und privat abzuschaffen, um mehr Einnahmen zu generieren. Private Kassen wären dann nur noch für Zusatzleistungen zuständig. Dänemark und die Niederlande haben zum Beispiel solche „Einheitskassen“. Von deren Erfahrungen könnte man lernen. ↯

„Den Eltern wird

Warum der soziale Aufstieg für viele immer noch so schwer ist?
Die Sozialwissenschaftlerin Gerda Holz* hat ein paar Antworten

Interview: Oliver Gehrs

fluter: Wie wird man arm in einem reichen Land wie unserem?

Gerda Holz: Wenn wir von Armut sprechen, meinen wir relative Armut. Niemand verhungert, aber wer Hartz IV bekommt oder unter 60 Prozent des mittleren Haushaltsnettoeinkommens zur Verfügung hat, gilt als armutsbetroffen. Ursachen sind Arbeitslosigkeit, zu geringe Löhne, aber auch Zuwanderung. Gerade Menschen, bei denen ein Asylverfahren läuft, haben kaum Handlungsspielraum. Viele dürfen nicht arbeiten und leben von staatlichen Zuwendungen. Andere werden von Krankheiten gebremst oder auch von Trennungen. Viele alleinerziehende Frauen leben in Armut.

Warum ausgerechnet die?

Es gibt keinen Partner, der hilft, oder die Unterhaltszahlungen bleiben aus. Oft fällt sogar ein ganzes Familiensystem weg. Dazu fehlt es an Geld, weil Frauen wegen fehlender Kinderbetreuung häufig nicht arbeiten können oder nur in Teilzeit. Es gibt zwar einen Rechtsanspruch auf einen Kitaplatz, aber der wird zurzeit nicht immer erfüllt.

Kinder, die in armen Verhältnissen aufwachsen, bleiben relativ oft arm.

Was bremst ihren sozialen Aufstieg?

Abitur, Mittlere Reife, am besten ein Studium: Wenn solche Abschlüsse fehlen, droht der soziale Abstieg. Dabei wird schon bei der großen Selektion nach der Grundschule – wer kommt aufs Gymnasium, wer nicht – wenig Rücksicht darauf genommen, dass sich Kinder unterschiedlich entwickeln. Oft wird bei der Einteilung auf die Schulformen auch nach dem finanziellen Hintergrund der Eltern gefragt. Denen wird ihre Armut dann noch als Schwäche ausgelegt und als nicht bewältigbare Belastung für die weitere Schulkarriere der Kinder.

Wie kann man ihnen denn helfen?

Die Teilhabe an allem muss im Kindergarten losgehen und sich in der Schule verfestigen. Dazu gehören neben Kitaplätzen und Bildungsangeboten auch Mittagessen und Freizeitmöglichkeiten – und all das kostenfrei für Familien mit geringen Einkommen. Eine andere Frage ist: Ist die Schule eine Lehrerschule oder eine Schülerschule? Geht es also vor allem um den Arbeitsplatz der Erwachsenen oder um einen Lern- und Lebensort für die Kinder?

Wie haben sich die Probleme durch die Pandemie verschärft?

Die Defizite haben sich klar gezeigt. Viele Schulen hatten nicht mal die digitale Ausstattung für ein vernünftiges Homeschooling. Aber es braucht nicht nur diese Hardware, sondern auch mehr Ausbildung für Lehrerinnen und Lehrer und Konzepte, die die Schule zu einem Lebens- und nicht nur Lernort machen. Beim Wettbewerb um die beste Schule Deutschlands zeigen uns Schulen, wie es geht. Diese Schulen sind immer um die Teilhabe aller bemüht, meist auch um Angebote für die ganze Familie.

Leben ärmere Menschen generell risikoreicher?

In der Pandemie haben sich Geringverdienende häufiger mit Covid-19 infiziert und schwerere Krankheitsverläufe gehabt. Sie hatten zu wenig Platz in der Wohnung, keine Möglichkeit für Homeoffice oder um außerhalb der Wohnung – etwa im Grünen – Stress abzubauen.

Durch das Schließen von Kitas und Schulen gab es plötzlich für viele Kinder kein Mittagessen mehr, für das nun die Eltern zusätzlich sorgen mussten. In der Pandemie sind viele Preise gestiegen, zum Beispiel für Toilettenpapier. Der Hartz-IV-Satz ist aber gleich geblieben. Je stärker die Eltern belastet sind, desto mehr Druck spüren die Kinder. Das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf hat festgestellt, dass die psychische Belastung von Kindern im vergangenen Jahr stark zugenommen hat. Ich bin sprachlos, wie wenig das Thema soziale Ungleichheiten ein Teil von Pandemiebekämpfung ist.

Wie wirken sich Klimawandel und Klimapolitik auf ärmere Menschen aus?

Arme Menschen sind oft stark von den Folgen des Klimawandels betroffen. Die Erwärmung der Städte betrifft vor allem dicht besiedelte Viertel – zum Beispiel Hochhaussiedlungen. Dort ist die Luft stickiger als dort, wo die Häuser mit Gärten stehen. Auch Spielplätze und Grünanlagen findet man viel häufiger in besseren Wohnbezirken. Mit Maßnahmen gegen den Klimawandel verringert man auch die Risiken für Armutsbetroffene.

* Gerda Holz forscht seit vielen Jahren am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt zum Thema Kinderarmut

die Armut noch als Schwäche ausgelegt“

Manche Menschen setzen
ihr Leben aufs Spiel, um
über die Runden zu kommen –
wie die Kolbar im Irak



In eisigen

Höhen

Fotos: Abbas Bahrami





Wenn man im wohlhabenden Deutschland lebt, vergisst man oft, dass Menschen in anderen Ländern große Risiken eingehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen: Kinderarbeiter schürfen in Minen nach Rohstoffen, Erntehelferinnen tragen wegen der Pflanzengifte gesundheitliche Schäden davon, und für Arbeitende in der Textilindustrie gibt es oft kaum Sicherheitsvorkehrungen. Auch die Männer auf diesen Seiten riskieren Kopf und Kragen in ihrem Job. Die sogenannten Kolbar kommen aus dem kurdischen Grenzgebiet zwischen Irak und Iran und transportieren zum Beispiel Matratzen oder

Fernseher über verschneite Passrouten. Die Ware ist im Irak billiger als im Iran, der zudem einem von den USA initiierten Wirtschaftsboykott unterliegt. Bis zu 50 Kilogramm schleppen die Kolbar über eisige Passrouten – ohne Outdoorausrüstung, sondern oft nur in Alltagskleidung. Neben Abstürzen und Erfrierungen besteht die größte Gefahr in den iranischen Grenzern, die rigoros gegen die Kolbar vorgehen. Denn der Iran sieht in den Transporten Schmuggel. Laut einem Bericht der EU wurden allein 2018 70 Kolbar von iranischen Grenzsoldaten erschossen, weitere 160 verletzt. ↵



Das

Frau Holst, Herr Hacikoglu, seit mehr als einem Jahr behandeln Sie auf Ihrer Intensivstation Coronapatientinnen und -patienten. Wie geht es denn Ihnen selbst damit?

Holst: Viele Menschen da draußen verstehen nicht, dass Covid-Patienten für uns sehr belastend sind und sehr viele Ressourcen binden. Nahezu alle Krankenhäuser haben ein komplettes Besuchsverbot. Dadurch haben schwer kranke Patienten keine Freunde und keine Familie am Bett. Stattdessen müssen wir sie mit unserer Empathie und unserer Fürsorge durch die Zeit tragen. Das geht einem schon nahe.

Ihre Arbeit birgt auch für Sie selbst Gefahren. Sind Sie mittlerweile geimpft?

Holst: Ja, beide.

Hacikoglu: Sogar als einer der Ersten.

Ist Ihre Angst, sich bei den Kranken zu infizieren, dadurch gesunken?

Holst: Ich würde es eher Respekt nennen, wir haben ja unsere Schutzausrüstung. Auch sonst gehen wir mit hochinfektiösen Patienten um. Das ist für uns nicht neu. Neu ist, dass man sich acht Stunden lang extrem schützen muss. Wir können nicht einfach in ein Zimmer reinrennen, wenn wir sehen, dass der Patient Luftnot hat. Erst müssen wir uns selbst schützen. Diese 30 Sekunden auszuhalten, in denen

Corona ist für alle eine Gefahr – aber besonders für Medizinpersonal und Pflegekräfte, die ständig mit den schlimmsten Folgen konfrontiert sind. Antje Holst und Agop Hacikoglu leiten die Intensivstation des Agaplesion Diakonieklinikums Hamburg. Ein Gespräch über Angst, Hilflosigkeit und, trotz allem, die Liebe zum Beruf

Von Jan Ludwig

alles



Inter Nr. 79, Thema: Risiko

es dem Patienten schlecht geht, in denen er vielleicht Todesangst hat, um unsere Schutzkleidung anzuziehen: Das fiel vielen schwer. Aber Eigenschutz geht vor. Das Risiko liegt ja auch jetzt nicht bei null Prozent. Wir dürfen nicht nachlassen in der eigenen Vorsicht.

*Fühlen Sie sich auch vom Rest
der Bevölkerung genug geschützt?*

Hacikoglu: Es ist schon manchmal beängstigend, wie leichtfertig Leute damit umgehen. Sie sind sich nicht darüber im Klaren, was diese Krankheit mit sich bringen kann. Früher dachte man: Na ja, es sind die Alten und Vorerkrankten. Aber das hat sich sehr drastisch geändert. Auch wirklich junge Menschen, die nicht vorerkrankt sind, können einen schweren Verlauf haben.

*Erschwert es Ihnen die Arbeit, wenn Sie sehen,
dass da teils auch jüngere Patienten liegen?*

Hacikoglu: Das ist natürlich ein Problem. Wenn da ein Ende-30-Jähriger liegt und man betreut ihn als Pfleger mit Mitte zwanzig, dann merkt man schon, wie nahe einen diese Krankheit auch persönlich betreffen kann.

Holst: Die Patienten haben Familie, die haben einen Job, vielleicht haben sie sich gerade ein Haus gekauft. Es gibt einen Zeitraum zwischen 7 und 14 Tagen, in denen sich entscheidet, ob ein Patient über einen Schlauch beatmet werden muss oder nicht. In diesen Tagen trägt man die Patienten, die in Todesangst sind, mit Worten und Gesten durch die Zeit. Mit solchen Existenzfragen konfrontiert zu werden ist natürlich auch für unsere jungen Pflegekräfte eine erhebliche Belastung. Wir haben kein Medikament, das man geben kann, und dann wendet es sich zum Guten. Wir haben nur Medikamente zur Unterstützung. Man steht also daneben und wartet, in welche Richtung der Mensch gewissermaßen kippt. Auch das muss man aushalten können.

*Hat die Pandemie auch Ihr Leben jenseits
des Jobs verändert?*

Hacikoglu: Ich bin nebenher Fußballtrainer, und dem kann ich jetzt natürlich nicht nachkommen. Ich werde immer wieder mal von meinen 15- und 16-jährigen Spielern angeschrieben, weil die das nicht nachvollziehen können. Als Trainer ist man natürlich auch Vorbild und erklärt dann, warum, weshalb und wieso. Man ist schon so eine Art Anlaufstelle für Freunde und Familie.

Holst: In der ersten Coronawelle war es so, dass manche Ärztinnen oder Pfleger in ihrem Bekanntenkreis nicht gern gesehen waren, weil man Angst davor hatte, sich bei ihnen zu infizieren. Dann war man komplett isoliert. Immerhin konnten wir zur Arbeit gehen und uns mit Kollegen austauschen. Die Beziehungen innerhalb des Teams sind dadurch viel enger geworden. Das hat schon geholfen.

*Es gibt immer noch Menschen, sogar einzelne
Mediziner, die das Coronavirus als harmlos abtun.*

Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie das hören?

Holst: Ich würde Coronaleugner gerne mal in eine Reha schicken. Da können sie sehen, was es mit Menschen um die dreißig macht, die einen „milden“ Verlauf haben und danach

nicht mehr arbeitsfähig sind. Es ist ja nicht nur die Lungenkrankheit Corona. Ich habe viel mehr Angst davor, einen milden Verlauf zu bekommen und dann neurologische Symptome zu haben. Diese krassen neurologischen Ausfälle, dass man nicht mal mehr zwei Zeilen lesen kann.

*Fühlen Sie sich heute wertgeschätzt in
Ihrer Arbeit als vor der Pandemie?*

Hacikoglu: Ich persönlich fühle mich wertgeschätzt, Klatschaktion hin oder her. Ich mache meine Arbeit liebend gern. Aber es sollte uns eine Lehre sein in dieser Pandemie, dass die Sparmaßnahmen den Gesundheitssektor an seine Grenzen bringen.

*Was würden Sie sich für die Zeit nach
der Pandemie wünschen?*

Holst: Dass vieles mehr wertgeschätzt wird. Dass man dem alten Nachbarn beim Einkauf hilft. Dass man sich auf Verabredungen freut. Dass man sagt: Dieser Moment ist mir wichtig, du bist mir als Mensch wichtig, also packe ich mein Telefon weg, um mich auf die Situation zu konzentrieren. Dieser Blick für den anderen, der offene Blick. Dass der erhalten bleibt, das würde ich mir wünschen. ✦

aushalten



Blöd, Sie leiden an einer vernachlässigten Krankheit

Eines Tages wurde der Tierarzt William Tasiame im Norden Ghanas in ein Krankenhaus gerufen, um sich einen Jungen anzusehen. „Er schnappte nach Luft und konnte kein Licht ertragen“, sagt Tasiame. „Ich wusste, dass er sterben wird.“ Der Junge hatte Tollwut. Tasiame kannte die Symptome von Hunden, auch Wildtiere wie Füchse, Fledermäuse und Waschbären können das Virus übertragen. Die Viren verbreiten sich über das zentrale Nervensystem. Anfangs kommt es zu Kopfschmerzen, Übelkeit, Erbrechen, dann zu Angstgefühlen, Unruhe, Krämpfen der Schluckmuskulatur. Irgendwann meiden die Betroffenen Licht und Wasser. Wenn sie trinken, glauben sie zu ersticken. Sobald die Viren das Rückenmark und Gehirn erreichen, verläuft die Krankheit fast immer tödlich.

In Deutschland hat man die Krankheit durch Impfkampagnen und orale Impfungen bei Füchsen ausrotten können. Doch nach Schätzungen der WHO sterben weltweit noch immer jährlich rund 60.000 Menschen an Tollwut – 95 Prozent der Fälle treten in Asien und Afrika auf.

Tollwut ist eine von mittlerweile 20 Krankheiten, die die Weltgesundheitsorganisation (WHO) als sogenannte vernachlässigte tropische Krankheiten (engl.: Neglected Tropical Diseases, kurz: NTDs), klassifiziert hat. Das Konzept der vernachlässigten Tropenkrankheiten kam erstmals in den frühen Nullerjahren auf, um auf eine Gruppe von Krankheiten aufmerksam zu machen, die deutlich weniger Aufmerksamkeit bekommen als Aids, Malaria oder Tuberkulose, von denen aber arme Menschen unverhältnismäßig stark betroffen sind.

Auslöser dieser Krankheiten sind Bakterien, Viren oder Parasiten. Sie werden von Tieren auf den Menschen übertragen oder gelangen durch verunreinigtes Trinkwasser in den Körper.

Dass diese Krankheiten vernachlässigt werden, liegt nicht daran, dass wenige Menschen erkranken – im Gegenteil: Gut 1,7 Milliarden Menschen in rund 150 Ländern sind von NTDs betroffen. Das ist mehr als jeder fünfte Mensch auf der Welt. Weitere zwei Milliarden Menschen sind dem Risiko zu erkranken ausgesetzt, weil sie in einem betroffenen Gebiet leben.

Dennoch haben Forschung, Pharmaindustrie und Gesundheitspolitik den NTDs in den vergangenen Jahrzehnten wenig Beachtung geschenkt. Medikamente, Impfstoffe und Behandlungsmethoden gegen NTDs sind bis heute rar. Der Grund: Sie be-

Gegen Corona wurde in Rekordzeit ein Impfstoff entwickelt, gegen andere tödliche Krankheiten wird dagegen nur wenig unternommen – weil es nicht lukrativ ist

Von Jana Sepehr



In Ghana werden Hunde gegen Tollwut geimpft. Das ist der größte Schutz für die Bevölkerung

treffen fast immer Menschen, die in Armut leben. Für Pharmaunternehmen gibt es daher wenig zu verdienen.

Marco Alves spricht von Marktversagen. Er koordiniert die Medikamentenkampagne von Ärzte ohne Grenzen – eine Organisation, die mit insgesamt 65.000 Mitarbeitenden in gut 70 Ländern weltweit im Einsatz ist, vor allem in Kriegs- und Krisenregionen. Sie versucht, Druck auf die Politik auszuüben und auf systemische Probleme in der Gesundheitsversorgung aufmerksam zu machen. „Wir haben in unseren Projekten beobachtet, dass den Menschen oft der Zugang zu einfachsten Medikamenten fehlt oder sie nicht bezahlbar sind“, sagt Alves.

Jahrelang forderte Ärzte ohne Grenzen die WHO zum Beispiel auf, auch Schlangenbisse in die Liste der NTDs aufzunehmen. Im Mai 2017 war es dann so weit. „Das war ein wichtiger Schritt. Denn jedes Jahr sterben 100.000 Menschen, weil sie von einer Giftschlange gebissen wurden – mehr als bei jeder anderen vernachlässigten Krankheit“, sagt Alves. Betroffen sind vor allem Bauern, die barfuß auf dem Feld arbeiten, oder Menschen, die vor Konflikten oder Gewalt fliehen, oft durch den Urwald. Nur schätzungsweise zwei Prozent der Menschen, die in Subsahara-Afrika von Giftschlangen gebissen werden, erhalten ein hochwertiges Gegengift.

Zwischen 2000 und 2011 war nur rund ein Prozent der neu zugelassenen Wirkstoffe für vernachlässigte Krankheiten bestimmt, obwohl diese elf Prozent aller Krankheiten weltweit ausmachen. „Die Forschung an Medikamenten oder Impfungen gegen NTDs bringt wenig Geld, weil Betroffene nicht viel zahlen können. Deshalb sind sie für Pharmaunternehmen uninteressant“, sagt John Amuasi, Geschäftsführer des African Research Network for NTDs. „Armut ist der gemeinsame Nenner dieser Krankheiten. Und diejenigen, die keine Stimme haben, sind am gefährdetsten.“ Das Netzwerk will in Afrika das erreichen, was Europa schon geschafft hat: den eigenen Kontinent von NTDs befreien. Seit fast 20 Jahren beschäftigt sich Amuasi mit der Bekämpfung tropischer Krankheiten.

„Die Coronapandemie hat uns gezeigt, dass es möglich ist, viele Lösungen in sehr kurzer Zeit zu finden. Das beweist, dass wir es besser machen können. Globale Gesundheit und Pandemievorsorge stehen nun ganz oben auf der Agenda. Aber wir müssen sicherstellen, dass wir auch den NTDs genügend Aufmerksamkeit schenken.“

Doch mehr Forschung und eine bessere Gesundheitsversorgung allein reichen im Kampf gegen tropische Krankheiten nicht aus. „Wenn wir Armut nicht beenden, werden sich diese Krankheiten niemals ausrotten lassen.“

Dabei ist genau das das Ziel der Weltgemeinschaft: Bis 2030 wollen die Vereinten Nationen mit den 17 Zielen für nachhaltige Entwicklung unter anderem Armut in all ihren Ausprägungen beenden (Ziel 1) und Gesundheit und Wohlergehen weltweit stärken (Ziel 3) – unter anderem, indem bis 2030 sämtliche vernachlässigten Tropenkrankheiten beseitigt werden.

Mittlerweile haben internationale Organisationen und Akteure das Problem erkannt. Angelehnt an die Ziele der UN hat die WHO gemeinsam mit Regierungen, Nichtregierungsorganisationen und Interessengruppen im November 2020 einen globalen Fahrplan veröffentlicht. Er soll unter anderem dabei helfen, dass mindestens 100 Länder wenigstens eine

NTD beseitigen. Der Fahrplan sei ein wichtiger Schritt, meint Tasiame. Doch solche Abkommen allein reichten noch nicht. „Die Lage in den betroffenen Ländern ist ganz unterschiedlich. Deshalb spielen die Regierungen eine zentrale Rolle bei der Bekämpfung von Krankheiten. In Ghana haben wir zwar einen Plan, aber die Regierung hat keine Mittel, den Plan wirklich umzusetzen“, sagt Tasiame. „In den 1970er-Jahren gab es in Ghana die letzte von der Regierung initiierte Impfkampagne gegen Tollwut. Seitdem ist kaum noch etwas passiert.“

Das Impfen von Hunden ist die effektivste vorbeugende Maßnahme zum Schutz vor Tollwut. Mit Plakaten, Aufrufen im Radio und durch Mund-zu-Mund-Propaganda sammelt Tasiame Spenden – und informiert die Bevölkerung über die Impfkation. In mehr als 95 Prozent der Fälle sind Hunde die Überträger des Virus. „Je mehr Hunde wir impfen, desto besser können wir Menschen schützen.“

Dafür fährt Tasiame mindestens einmal im Jahr in die ländliche Region im Norden Ghanas. Weit weg von der Hauptstadt Accra, nah der Grenze zu Burkina Faso, leben viele Menschen ohne Strom und fließendes Wasser. Anlässlich des Welttollwuttags am 28. September 2020 hat Tasiames Team auf Dorfplätzen mehr als 2.500 Hunde geimpft. „Das ist ein großer Erfolg – und dennoch nur ein Tropfen auf den heißen Stein.“ Laut Statistiken gibt es in Ghana mehr als 1,4 Millionen Hunde, so Tasiame. Mindestens 70 Prozent der Hunde müssten geimpft sein, um Infektionen zu verhindern.

Während im Kampf gegen Tollwut in den vergangenen Jahrzehnten schon viel erreicht wurde, sind einige vernachlässigte Tropenkrankheiten noch deutlich verbreiteter: Elephantiasis, Flussblindheit, Trachom, Bilharziose und der Befall mit den Darmwürmern Helminthen sind die sogenannten Big Five. Sie sind für 90 Prozent aller NTD-Erkrankungen verantwortlich.

In Madagaskar forscht Daniela Fusco, Forscherin am Hamburger Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin, an Bilharziose. Der Inselstaat an der afrikanischen Südostküste hat eine der höchsten Bilharzioseraten weltweit. Die Krankheit beeinträchtigt die Entwicklung von Kindern und die körperliche Leistungsfähigkeit von Erwachsenen. Eine besondere Art der Bilharziose kann bei Frauen zudem HIV begünstigen – und zu Unfruchtbarkeit führen.

„Diese Form der Bilharziose ist quasi die am stärksten vernachlässigte Ausprägung einer vernachlässigten Tropenkrankheit“, sagt Daniela Fusco. „Das hat für die betroffenen Frauen nicht nur gesundheitliche, sondern auch soziale Folgen. Wenn sie unfruchtbar sind, werden sie von ihren Gemeinden diskriminiert oder verstoßen.“

Im Rahmen ihrer Studie versucht Fusco, Frauen über die Krankheit aufzuklären und kostenlose Behandlung anzubieten. Auch wollen sie und ihr Team mehr über die Übertragungswege der Krankheit erfahren. So nehmen Mütter ihre Babys mit zur Erntearbeit auf die Felder, oder die Kinder planschen beim Wäschewaschen im verdreckten Wasser und stecken sich dabei an.

„Alles ist schwerer, wenn es um die Bekämpfung von NTDs geht – es fehlt die Sichtbarkeit, die Lobby, die Infrastruktur, die Gesundheitsversorgung“, sagt Fusco. „Wir könnten mit wenig so viel erreichen. Aber was es wirklich braucht, ist der politische Wille.“

✎

Hätte ich mal!

Im November 2020 habe ich mir zum ersten Mal in meinem Leben Aktien gekauft. 16 Stück. Von einem Impfstoffhersteller. Ich wollte auch mal rechtzeitig bei einem Hype dabei sein. In den ersten Wochen checkte ich jeden Tag mehrfach den Wert meiner

Aktien. Ich fing an, auf Börsenwebseiten Artikel zu lesen, die herumorakelten, wie sich der Wert weiterentwickeln würde, las von „Stop-Loss-Orders“ und „Bollinger Bands“. Mit der Nachrichtenlage hatten die Schwankungen nicht immer was zu tun: Manchmal fiel die Aktie selbst dann, wenn der Impfstoffhersteller gute News verbreitete. Die waren dann, lernte ich, schon „eingepreist“, spiegelten sich also bereits im Aktienkurs wider, weil andere schon vorher erwarteten, was passieren würde. Clever. Ich merkte schnell, dass ich eigentlich gar nichts von dem verstehe, was ich gerade tue.

Mit meinem Kauf bin ich nicht allein. Die Zahl der Deutschen, die Aktien besitzen, ist 2020 um 2,7 Millionen Menschen gestiegen, fast 600.000 von ihnen sind unter 30 Jahre alt. Wenn man sich vor Augen führt, dass es nun insgesamt etwa 12,4 Millionen Aktienbesitzer in Deutschland gibt, ist das ein enormer Sprung. Bislang hieß es immer, die Deutschen seien in Geldfragen eher auf Sicherheit bedacht.

Für diesen kleinen Aktienboom gibt es mehrere Gründe:

1. Das niedrige Zinsniveau. 2. ETFs. 3. Onlinebanking und neue Apps.

Fangen wir vorne an. Ein klassischer deutscher Kleinsparerweg war lange das Festgeld. Man gibt seiner Bank z. B. für ein paar Jahre Geld und bekommt dafür ein wenig höhere Zinsen als sonst – je länger, desto mehr. Das Risiko geht dabei gegen null. Dummerweise sind die sogenannten Leitzinsen, an denen sich die Banken orientieren und die unter anderem von der Europäi-



Der Aktienmarkt
ist kein Roulette, aber
auch nicht unrisikant

schen Zentralbank festgelegt werden, seit vielen Jahren sehr niedrig. Festgeld bringt daher fast nix mehr, die Leute suchen sich andere Anlageformen, je nach Geldbeutel. Immobilien, Rohstoffe wie Gold oder Öl, Kryptowährungen wie den Bitcoin. Und eben Aktien.

Die sind kurzfristig betrachtet ein recht riskantes Investment. Man kann seinen Einsatz in einem Jahr verdoppeln. Aber auch viel verlieren. Niemand kann genau vorhersehen, wie sich einzelne Unternehmen oder auch ganze Branchen entwickeln. Um dieses Risiko zu minimieren, gibt es Aktienfonds. Darin werden zahlreiche Aktien von verschiedenen Firmen, Branchen oder Ländern gesammelt. Verliert eine Aktie davon an Wert? Kein Problem. Der Rest federt das ab.

Doch bei Fonds muss man immer auch den Verwalter bezahlen. Hier kommen die ETFs (aus dem Englischen: Exchange Traded Funds) ins Spiel: ETFs stecken das Geld nicht in eine einzelne Aktie, sondern direkt in mehrere Aktien eines Index wie dem Dax – und brauchen viel weniger Betreuung, da vieles automatisiert abläuft. ETFs gibt es seit rund 30 Jahren, in den vergangenen Jahren sind sie aber noch mal deutlich populärer geworden. Auch für mich waren sie eine ideale Lösung: Neben meinem kleinen riskanten Impf-Investment war

Unser Autor war eher so der Sparer, aber nachdem plötzlich alle von Aktien redeten, wollte er auch mal mitmachen bei einem Hype

ich nämlich in der privilegierten Position, noch einiges an Erspartem zu besitzen, das ich schon länger anlegen wollte. Das investierte ich in verschiedene ETFs.

Außerdem machte ich einen Sparplan, durch den ich jetzt jeden Monat automatisch noch ein paar Anteile kaufe, was überhaupt für viele Menschen der normale Weg des Aktienkaufs ist: ein wenig Geld beiseitelegen, womöglich schon mit Blick auf die Altersvorsorge.

Das alles ist in den vergangenen Jahren deutlich leichter geworden, was viel mit dem Internet zu tun hat. Vor allem mit Social Media. Influencer auf YouTube, TikTok und Instagram haben Börsenthemen für sich entdeckt und ziehen damit viele junge Menschen an. Accounts wie „Finanzfluss“ oder „Aktien mit Kopf“ haben zum Teil mehrere Hunderttausend Follower. Aber auch sonst muss man nicht mehr in die Bankfiliale fahren oder extra mit einer Fondsgesellschaft sprechen. Fast alle Banken haben entsprechende Services in ihrem Onlineangebot. Und es geht sogar noch einfacher: Trading-Apps holen den Aktienhandel aufs Smartphone und dürften ein weiterer Grund dafür sein, warum besonders viele junge Leute neu dazugekommen sind. Zwei dieser Apps einzurichten kostete mich jeweils weniger als eine halbe Stunde: ein paar persönliche Daten angeben, anklicken, wie viel Vorerfahrung ich habe, ein Videotelefonat, bei dem ich meinen Ausweis in die Kamera halte, eine will immerhin

Von Michael Brake

Würde ich doch!!

noch meine Steuernummer wissen. Ein, zwei Tage später konnte ich loslegen.

Mit Aktien zu handeln ist nun so einfach, wie bei Tinder nach rechts zu Wischen oder einen empörten Tweet zu schreiben. Und das birgt durchaus Gefahren: In den USA beging vergangenes Jahr ein 20-Jähriger Suizid, weil in der Trading-App für sein Konto ein Minus von 730.000 Dollar angezeigt wurde. Er hatte hochriskante Geschäfte getätigt und Geld eingesetzt, das er gar nicht besaß. Dass er dabei keineswegs so viel Verlust gemacht hatte, wie ihm angezeigt wurde, hatte er nicht durchschaut.

Je populärer Aktien werden, desto mehr werden sie zum Medienthema, was den Hype weiter anfährt. Ebenso die Gier. Ständig liest man von irgendeinem Wert, der sich seit Jahresbeginn vervielfacht hat, vom Bitcoin-Goldtausch, vom nächsten großen Aktiending. FoMO, die Fear of Missing Out, also die Angst, et-

was zu verpassen, ist ein ständiger Begleiter auf dem Geldanlagemarkt. Hätte ich mal! Und würde ich doch!! Wenn der Kurs schon so weit gestiegen ist, dann sollte ich besser nicht mehr einsteigen. Oder erst recht? Und wann verkauft man seine Aktien eigentlich wieder?

Meine ETFs machen sich bisher gut. Einige von ihnen haben ihren Wert um mehr als 20 Prozent gesteigert. Klingt zu schön, zu einfach, um wahr zu sein? Das stimmt natürlich. Denn wenn alle das Gleiche wollen, steigt der Preis. Das gilt für Häuser, für Limited-Edition-Sneaker, für Gold und auch für Aktien, deren Wert mit dem realen Unternehmensgewinn mitunter nicht mehr viel zu tun hat. Kaufen alle weiter, gewinnen alle. Doch wehe, die Ersten steigen irgendwann aus. Dann fallen die Kurse, die Nächsten verkaufen, um ihre Gewinne zu retten, und so weiter. Die Blase platzt. Auf dem Aktienmarkt ist so ein Crash

schon einige Male vorgekommen. Und auch heute halten einige die Börsen für überhitzt. Wenn irgendwann der Leitzins wieder steigt, könnten andere Anlageformen wieder interessanter werden. Zwar haben sich die Aktienkurse auf lange Sicht bisher immer wieder erholt. Doch für den Moment ist der Gewinn dahin – und man hat vielleicht sogar Geld verloren. Liest man Ratgeber zur Geldanlage, wird einem deswegen immer wieder gesagt, dass man sein Risiko streuen soll: nicht alles in dieselbe Aktie stecken. Generell nicht alles in Aktien stecken. Nur anlegen, was man nicht braucht. Und riskant anlegen nur das, was man nun wirklich gar nicht braucht. Wer den Kick will, zu spekulieren wie die Profis, sollte sich deshalb ein bisschen „Spielgeld“ beiseitelegen. Und kann dann, so wie ich, auch mal Impfstoffhersteller-Aktien kaufen, ohne Ahnung davon zu haben. ☞

Das Wagnis meines Lebens, Teil 3: Jost Kobusch hatte Höhenangst. Heute steigt er auf den Mount Everest

Bergsteigen ist eine der wenigen Sportarten, bei denen eine falsche Entscheidung dramatische Konsequenzen haben kann: Steinschlag, Spalten oder Lawinen können den Trip schnell beenden. Dabei ist das Wort Risiko für mich überhaupt nicht negativ behaftet. Ich weiß, dass ich Risiken eingehen muss, um weiterzukommen. Da ich ein Sicherheitsfetischist bin, war für mich das größte Wagnis in meinem Leben, das Bergsteigen zu meinem Beruf zu machen.

Eigentlich hatte ich nach dem Abitur schon einen anderen Plan: erst ein bisschen bergsteigen, dann Medizin studieren. Von den Noten her hätte das gepasst. Meinem Vater, der als Tischler arbeitet, hätte eine akademische Laufbahn gefallen. Doch war dieser sicherere

Weg des Studiums wirklich der, den ich gehen wollte? Oder sollte ich es mit dem professionellen Bergsteigen versuchen?

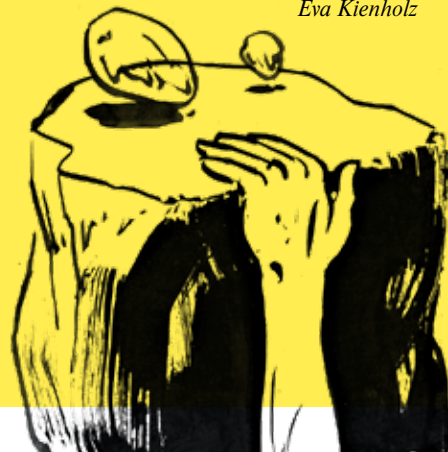
Keine einfache Entscheidung, denn dafür gibt es ja weder ein Studium noch eine Ausbildung. Und dann komme ich auch noch aus Ostwestfalen, wo es nicht mal Berge gibt. Aber was soll's. Immerhin gab es eine Kletter-AG in meiner Schule. Mit Anfang zwanzig begann ich, höhere Berge zu besteigen. Im April 2014 gelang mir eine Solobesteigung der etwa 6.800 Meter hohen Ama Dablam in Nepal. Ein Jahr später befand ich mich gerade im Basecamp des Mount Everest, als plötzlich eine riesige Lawine anrollte und alles unter sich begrub. Ich hatte Todesangst – aber ich überlebte und fühlte mich danach wie wiedergeboren. Und sah plötzlich alles glasklar vor mir: Ich wollte den riskanten Weg gehen und Profibergsteiger werden.

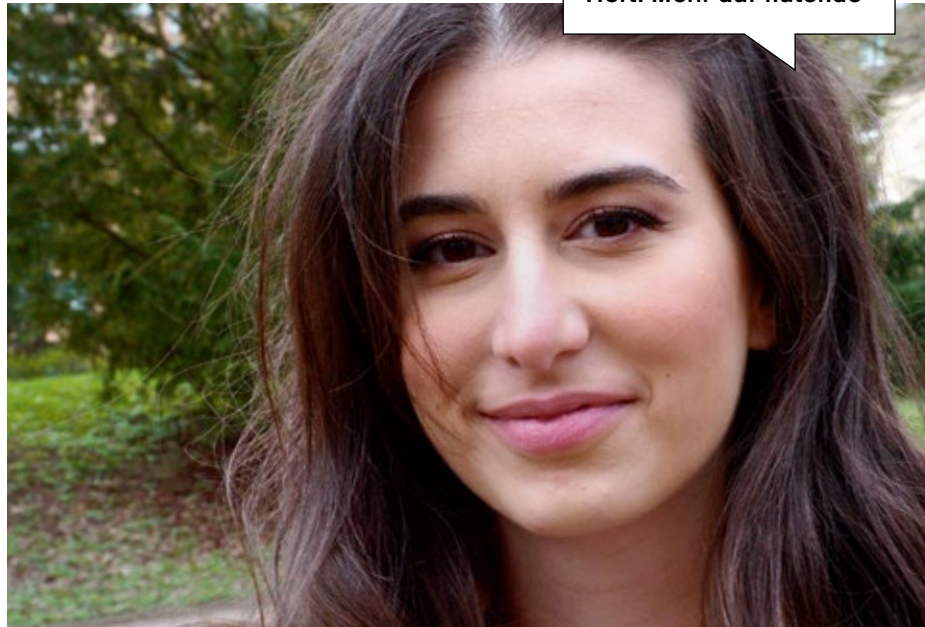
Wenn ich bergsteige, vergesse ich alles andere um mich herum. Es gibt nur die Gegenwart, und in der muss ich ganz bewusst sein, um keine Fehler zu machen. Natürlich habe ich auch Angst. Nur darf die Angst keine Kontrolle über mich haben, sondern sie muss einen Fokus erzeugen auf das, was ich gerade tue. Dann ist auch die Angst positiv zu bewerten. Als Kind hatte ich sogar Höhenangst. Das Klettern hat mir

dabei geholfen, sie zu überwinden. Später habe ich Angst vor dem Stürzen bekommen. Beim Training in der Kletterhalle stürzte ich absichtlich aus verschiedenen Höhen. Ich sage mir immer: Nur wer fällt, dem wachsen Flügel.

Heute, mit 28 Jahren, kann ich vom Bergsteigen leben. Ich halte Vorträge, habe Sponsoren und auch ein Buch geschrieben. Zuletzt noch ein kleines E-Book, in dem ich erkläre, warum gerade Faulheit erfolgreich machen kann. Dabei geht es nicht ums Nichtstun, sondern um fokussiertes Tun. Aktuell lebe ich in Frankreich und habe ein sehr gutes Trainingscamp direkt vor der Haustür: den Montblanc. Heute fragen mich meine Eltern nicht mehr, ob ich nicht doch lieber Medizin studieren möchte. Und das, obwohl ich noch nicht mal eine Rentenversicherung habe.

Aufgezeichnet von
Eva Kienholz





Was geht, Almany?

Vor sechzig Jahren wurde das deutsch-türkische Anwerbeabkommen unterzeichnet. Damit kamen die ersten sogenannten Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland. Bis heute werden ihre Kinder und Enkel gefragt, woher sie „eigentlich“ kommen und welches Land nun besser sei. Fragen, die drei vor unserer Kamera ein letztes Mal beantworten wollten. fluter.de/almanya

Familienaufstellung

Was ist eine Familie? Viele finden, ganz „klassisch“: Mutter, Vater, Kind. In der neuen Folge des fluter-

Podcasts erklären wir, wer als milchverwandt gilt, wie es sich mit einem Kind lebt, das nicht das eigene ist, und warum ein Thema, das doch eigentlich wie eine Privatsache klingt, politisch so umkämpft ist. fluter.de/familie

Neues Ufer

Seit Juni stehen Leyla und Mazen im Strandbad Tegel und versorgen die Badegäste mit Cola und Pommes. Leyla ist alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Mazen stammt aus Syrien und ist Vater von vieren. Mit der „Initiative neue Nachbarschaft Moabit“ von und mit Geflüchteten haben sie nach langer Suche wieder Arbeit gefunden. fluter.de/strandbad

Vorschau

Auch das gehört zum Sommer: alte Plastikflaschen am Strand, leere Bierdosen im Park, baden in schmutzigen Seen und Flüssen. Wir verursachen einfach viel zu viel Müll, und trotz dieser Erkenntnis wird es kaum weniger. Schnell noch was bei Amazon bestellen, dann einen Bubble-Tea im Plastikbecher: Im Lockdown ist der Verbrauch von Kunststoffverpackungen in Deutschland um sechs Prozent gestiegen. Dabei galten wir noch vor Jahren als so eine Art Trenn- und Recyclingweltmeister. Doch oft wird der Müll falsch getrennt und daher verbrannt. Ein Teil fließt auch in dunkle Kanäle, wird exportiert oder landet sogar im Meer. Was ist das für eine Gesellschaft, die nur leben kann, wenn sie zwanghaft Unmengen von Abfällen ausstößt? Wie können wir unsere Stoffkreisläufe umorganisieren und die bereits angerichteten Schäden begrenzen? Die nächste Ausgabe zum Thema Müll gibt darauf Antworten und gehört deshalb auf keinen Fall ins Altpapier!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 79, Thema Risiko
Sommer 2021
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artdirektion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Nik Afanasjew, Christian Baron, Michael Brake, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Tobias Hausdorf, Eva Kienholz, Noelle Konate, Julia Lauter, Jan Ludwig, Mirjam Ratmann, Natascha Roshani, Lisa Santos, Nadja Schlüter, Jana Sepehr, Nikita Vaillant

Dokumentation

Kathrin Lilienthal

Korrektur

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag GmbH, Kirchstraße 1, 10557 Berlin,
Tel. 030/30 0230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Kirchstraße 1, 10557 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-295, Fax 07821/945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

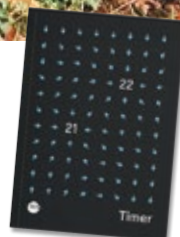
Bildnachweise

Illustrationen Studio Pong; Cover Hahn+Hartung;
U2 Max Slobodda; S. 3 Christopher Nunn; S. 4
David Degner, Abbas Bahrami, Privat; S. 5 Aaron
Homoki by Sam Muller; S. 6-9 Hahn+Hartung;
S. 9 (u.) Julia Zimmermann/laif; S. 10-11
Manuel Nieberle; S. 15 David Degner; S. 16-17
Ingmar Nolting S. 19; The Creative Exchange/
unsplash.com; S. 20-21 Daniel Etter; S. 25
Mirjam Ratmann; S. 26-27 Nenov/Getty Images
(Fond); S. 28-29 Mark Edward Harris/Contour by
Getty Images; S. 30 Lea Scaddan/Getty Images;
S. 31 Jason Weingart/Barcroft Media via Getty
Images, ZUMA Press/imagoe; S. 33 Tamara
Eckhardt; S. 34-35 Privat; S. 37 David McNew/
Getty Images; S. 40-43 Abbas Bahrami; S. 44-45
Patricia Kühfuss/laif; S. 46 M. Hernandez/
Mission Rabies www.missionrabies.com; S. 48
Ethan Miller/Getty Images; S. 50 fluter.de; U4
Artinun Prekmoung/EyeEm/Getty Images

Papier: Dieses Magazin wurde auf
umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz
und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

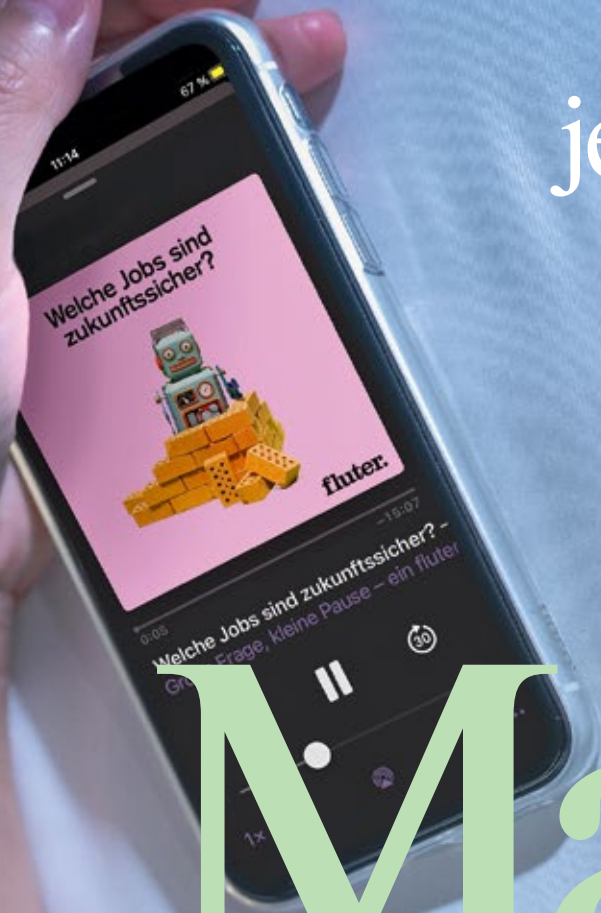
Auf der Suche nach spannenden Facts?



Findest Du im
Timer 2021/22.

Der Notizkalender der Bundeszentrale für politische Bildung bietet täglich Wissenswertes aus aller Welt zu Politik, Geschichte und Gesellschaft. Einfach bestellen auf: bpb.de/timer

fluter gibt's
jetzt auch als
Podcast



Mach mal Pause

fluter.de/podcast

